HEFT 6 JUNI 1985 5,- DM C 4143 E

Konkret

Magazin für [illegible] und K[illegible]

CONTRAS
REAGANS WAFFEN-SS

Contras schlachten einen »Verräter«
Aus Newsweek 29.4.85

in konkret Juni 1985

von Konkret

an Konkret

Johannes und die Vorkoster von Hermann L. Gremliza

Magazin

Magazin:Kritik als fauler Zauber von Konkret, Wolfgang Pohrt
Weil es immer wieder Zeitgenossen gibt, die es sonst nicht glauben, ist hier der Kommentar, den Wolfgang Pohrt in der »Tageszeitung« veröffentlicht hat, vollständig wiedergegeben. Es wird gebeten, ihn zu lesen.

Die Linke in der BRD: überholt, ohnmächtig, korrumpiert von Karl Pawek
Vermächtnis und Abrechnung eines Achtundsechzigers, der als Linker erfahren mußte, daß die Linke sich aufgegeben und angepaßt hat, es sich wohlergehen läßt auf Kosten der Dritten Welt: »Weltpolitisch treten große Teile der BRD-Linken als Komplizen, zumindest Nutznießer des Kapitals, des Imperialismus auf: Eine Ahnung dieses Zusammenhanges mag ihre große Spendenfreudigkeit erklären.«

Spaß ins Getriebe gießen von Andreas Oswald
Westberliner Behörden, Medien und Unternehmen kämpfen gegen einen neuen Feind, der sie lächerlich macht: Die Fälscher versprechen die schönsten Sachen der Welt. Die Bürger gehorchen

Mit Gott, ohne Kommunismus von Sabine Rosenbladt
Grenzenlos sind die Mittel der Contras in ihrem Kampf gegen das sandinistische Nicaragua: sie morden, brandschatzen, plündern. Grenzenlos sind auch die finanziellen Mittel, die den Contras aus den USA zufließen. Wenn die staatlichen US-Gelder ausbleiben, dann springen Privatorganisationen ein.

Südafrika
Das weiße Südafrika geht weiter über die Leichen der Schwarzen in Südafrika. Dafür dürfen die Schwarzen jetzt die Weißen lieben, ob sie wollen oder nicht

Aber die Zärtlichkeit wird weiterleben von Dennis Brutus

Warten auf ein zweites Wunder von Kanaan von Heinz Neumann
Der Wende-Kurs der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) in der Medienpolitik und PublizistikRechtzeitig zum Kirchentag Anfang Juni hat die Evangelische Kirche Deutschlands (EKD) die Wende angesagt. Der mystische heilige Rock ist wieder naher als das Hemd der Unterdrückten und Entrechteten.

Dreggers Bruder von Hermann L. Gremliza
Deutscher Frühling '85: Der Fraktionsvorsitzende will endlich sein Ritterkreuz mit Sternen und Stripes, der Kanzler schreibt eigenhändig die Geschichte des Selbstmordes von Karl Marx in Bergen-Belsen. Notizen von Hermann L. Gremliza

»Ich beschließe, ab sofort als Deutscher zu fühlen« von Peter Krause
Erlebnisbericht aus dem hamburger »Verein Selbsthilfe Deutscher Arbeitnehmer«, der die Arbeiter in zwei Klassen unterteilt: Deutsche und Orientalen. Letztere sollen raus.

Deutsche Frage von Otto Köhler

Auf dem Schlesiertreffen Mitte Juni in Hannover wird wieder viel Qualm verbreitet. Die Vertriebenenpresse schreibt seit je Klartext. In ihren territorialen Wünschen ist sie längst über die Grenzen von 1937 hinaus

Gomera - Nur die Einwohner stören noch ein wenig von Klaus Bittermann

Gomera, eine der kleinen kanarischen Inseln, war während des Vietnam-Krieges US-amerikanischen Deserteuren Fluchtort. Mittlerweile ist die Insel Ziel eines alternativen Tourismus geworden, den die Westdeutschen bestimmen

Hier geht's rund! von Horst Tomayer, Ernst Kahl

Nina Hagen von Horst Tomayer

Die nachfolgenden Zeilchen über Nina Hagen sollten schon im Winter letzten Jahres rein. Aber es ging ein Engel durch den Redaktionsraum und wirbelte mit seinen Fittichen das Skript vom Tische. Erst jetzt, da ich, Kulturkommissar und mächtig wie Shdanov nie, Herr über leben und Tod von Texten bin, kommt das kleine Stück zum Zuge. Ist es frauenfeindlich?

Molis für die Polizei von Uwe Bogen

Ralf fährt einen 13jährigen VW-Bus, dessen Roststellen kunterbunt übermalt sind. Aufkleber schmücken das Heck: »Widerstand braucht Phantasie« oder »Freiheit für Nicaragua«. Ralf geht öfter zu Demos, protestiert gegen Waffenexporte in die Dritte Welt und klebt nachts schon mal politische Plakate – auch ohne Genehmigung.

Aus der Welt der Wendejugend von Simone Schmid

Rot-grün die Dekoration, an den Wänden klebt Freiheit für Sacharow, daneben pappt Strauß. Etwa 60 Jugendliche, durchweg adrette Buben und Mädel und ein Dutzend CSU-Obere nebst Gattinnen.

Deutsche Gespräche von Horst Tomayer

Vielleicht fragt der Wörner ja mal die sechs Bu-Weh-Generale, die beim »Traditions-Kränzshen« des Göringschen »Rammjägers« Walther Dahl waren, was man sich da so alles über die Juden erzählte. Oder wurde nur übers »Runterholen« geredet? Horst Tomayer, ungedient, bat Dahl zum Vortrag. Der auch fackelte nicht lange

Ein Herz für Inder von Corinne Schelbert

Das Kino hat die Dritte Welt wiederentdeckt. Aber die feinsinnige Herablassung des neokolonialen Melodrams ist schlimmer als die Ignoranz früherer Breitwandepen

Der Satz »Der Satz enthält fünf Wörter« enthält fünf Wörter von Christel Dormagen

»Gödel, Escher, Bach« ist ein schwieriges Buch. Und am schwierigsten zu verstehen ist, wieso ein so schwieriges Buch in den USA zum Kult-Bestseller werden konnte. Aber »GEB« ist witzig, und es ist wissenschaftlich, und es verspricht die Wahrheit – ein allerletztes Mal: die Wahrheit des Code

BücherUmsturz vergeht, Anstand besteht von Matthias Altenburg

Das erste Vierteljahrhundert der Republik gibt's jetzt komplett im BilderLeseBuch bei Elefanten Press

Notizen

Sen + Sibel von Horst Tomayer, Ernst Kahl

Nicht daß wir Herbert Grönemeyer und Klaus Lage nichts gönnten, aber die paar Lieder, die wir gerne hören, die singen wir uns selber. Natürlich texten und komponieren wir sie auch. Ja – wir sind das Problemgesangsduo »Sen und Sibel« und singen selbstverständlich auch für die sogenannte Öffentlichkeit. Groß raus kamen wir unlängst im Fernsehen mit dem fichtennadelspitzen Lamento »Du Deutscher Wald mußt sterben«. Dem schloß sich der von mehreren Rundfunkanstalten ausgestrahlte Frühsommerhit »Leihmütterlein« an.

Engagementangebote fortschrittlicher Organisationen, ob DKP, Grüne, JuSos oder Flax Christi werden wohlwollend behandelt. Kontaktadresse ist einmal mehr die KONKRET-Redaktion .

Gremlizas express von Hermann L. Gremliza

Konkret 06/85, S. 4

von Konkret

1. Es kommt schon einmal vor, daß Autoren nicht zufrieden sind mit der Aufmachung ihres Textes in KONKRET. Detlef zum Winkel, der sich in Heft 5/85 über die neuesten Wenden im Denken Rudolf Bahros erschrocken gezeigt hatte. monierte: »Den Grob-Schnitt Hitler-Bahro finde ich nicht gut. Schärfe soll genau gezielt sein. Diese Montage ist ja auch so eine historische Vergleicherei, wie ich sie an Bahro gerade kritisieren wollte. Einmal schießt ihre Aussage in bezug auf Bahros Position übers Ziel hinaus. Zum anderen aber – und das finde ich schwerwiegender – muß ein Hitler an Bahros Seite (auch als Großer neben dem Kleinen) verharmlosend wirken. Welchen Weg Bahro wählen wird, weiß bei ihm wohl wirklich nur der liebe Gott. Und ich finde es auch gar nicht nötig, sich auf eine Prognose festzulegen. Zur Zeit trägt er eher Züge eines religiösen Sektierers – solche aber sind manchmal selber reaktionärem Terror zum Opfer gefallen.«

2. Wieder ein Wechsel: auf Günter Amendt folgen jetzt Ernst Kahl und Horst Tomayer als Verantwortliche für die KONKRET-Kultur. Kahl, Maler, Zeichner, Illustrator, ist ständigen KONKRET-Lesern schon häufiger als einmal vors Auge gekommen. Horst Tomayer, prosaischer und lyrischer Kleinschriftsteller, ist nicht so einfach zu überlesen. Zu übersehen? Der Kleindarsteller Tomayer: »Nachdem ich unlängst im Fernsehen einen Sägewerksarbeiter mit Hut unter künstlichem Regen gespielt habe, wirke ich nun schon wieder in einem Farbspielfilm mit: 'Otto – das Buch', in der Hauptrolle Otto Waalkes. Es ist eine wiewohl tragende; ich trage eine Polizeiuniform und eine Faustfeuerwaffe im Zusammenhang mit einem Banküberfall wie eine verhältnismäßig kurze Sprech-Rolle. 'Das darf doch nicht wahr sein' ist mein erster, der zweite lautet 'Hoffentlich kommen wir nicht zu spät'. Mehr Sätze sind mir nicht zugeschrieben. Produktionsetat der Rialto-Film: sechs Millionen.«

3. Originales aus einem Bericht der »Tageszeitung« über die Frankfurter Kundgebung zum »40. Jahrestag der Befreiung und des Friedens«:

Neue Töne schlug dann der Vertreter der Grünen, Roland Vogt, an. Die Bereitschaft sei da, dem »neuen Leader« Ronald Reagan in den Sternenkrieg zu folgen. Noch würde in der Bundesrepublik über den »trotteligen« Kohl gelacht, doch Bitburg sei eine Wendemarke. In Bitburg demonstrierte Reagan, daß er den Deutschen ihre Schuld »vergibt«, damit sie ihm umso williger nachfolgten .

Ein für grüne Verhältnisse bemerkenswerter Gedankengang, der zwei Wochen vor Vogts Auftritt in KONKRET (5/85) von Hermann L. Gremliza so plagiiert worden war:

Leider ist H. Kohl nicht nur auf eine widerliche Weise komisch, sondern vor allem auf eine komische Weise unwiderstehlich... Es ist die endlich wiedergewonnene Frechheit einer Bourgeoisie, d ie zum vierzigsten Jahrestag entdeckt, daß sie einen neuen Führer gefunden hat.. . Als er (Reagan)sich aus dem von H. Kohl vorgeschlagenen Programm den Auftritt in Bitburg heraussuchte, da erkannten sie ihn als einen, der ihre Schmach tilgen und sie entsühnen wird . Ihr neuer Führer hat sie eingeladen, am größten Rüstungsgeschäft der Geschichte teilzuhaben. Und vielleicht gelingt es ihnen ja im dritten Anlauf, rechtzeitig an die » Wunderwaffe« zu kommen.

Nur von Vogts »neuem Leader« war bei Gremliza nichts zu lesen. Seine Überschrift hieß: »The new Führer«.

4. »Täma on yleinen suuntaus kaikialla muuallakin«, sagte Hermann L. Gremliza in der finnischen Fassung des Interviews mit der finnischen Zeitschrift »kultuurivihkot« (1/85), die ein Porträt von KONKRET veröffentlichte. Und was hat er noch gesagt? »Kuten sanottu, tulemme toimeen.« Auch gut.

5. Notiz aus der Weltblatt-Provinz. Die Anordnung der »Spiegel«-Oberen, die Zeitschrift KONKRET wegen Staatsfeindlichkeit ihrer Redaktion oder Ungebühr ihres Herausgebers tunlichst totzuschweigen, gewinnt mitunter komische Züge. Da erschien im »Spiegel« (20/85) ein Beitrag von Volkmar Sigusch über Magnus Hirschfeld, in dem es über den DDR-Sexualforscher D. hieß:

Dörner ist, wie Gunter Schmidt im einzelnen belegte, der »modernste Vertreter der Hirschfeldschen Zwischenstufen-Theorie«.

Die Quellenangabe ist etwas dürftig: »im einzelnen«. Aber das hatte Volkmar Sigusch auch gar nicht geschrieben, sondern: »in SEXUALITÄT KONKRET« (Heft 1984, Seite 35 ff). Sigusch wußte es schon deshalb so genau, weil er Mitherausgeber von SEXUALITÄT KONKRET ist. Der Siguschs Beitrag bearbeitende »Spiegel«Redakteur wußte es fast

noch besser: Hartmut Schulze war bis Anfang 1984 KONKRET-Redakteur, im einzelnen.

Konkret 06/85, S. 5

an Konkret

OBJEKTE

KONKRET 5/85: »Das Sterben ist doch kein Leben mehr« Fotos und Text – fettgedruckt – von Kurt Schrage

Schrages provokative Sprüche (und seine, die »Objekte« lächerlich machenden Bilder) könnten aus dem Mund von Angehörigen kommen, die sich nach einem einstündigen Besuch zwar über die schlechte Pflege und Betreuung mokieren (wo setzen sie die Kriterien einer guten Pflege?) – gleichzeitig aber die Auseinandersetzung mit Krankheit, Alter und Sterben an die Institutionen abdrücken wollen.

Statt die Auseinandersetzung mit den Betroffenen zu suchen, um Handlungsansätze erkennen zu können, faselt man lieber was von »Abfüttern«, »Ruhigstellen mit Psychopharmaka« (-zur Pflege des Phlegmas der Betreuer), schreit nach qualifizierten Sterbebegleitern. Wozu ich nicht willens oder fähig bin, sollen mal die anderen machen. SABINE HENNEBERGER

BERLIN

GUT UND BÖSE!

KONKRET 5/85: »Wo getanzt wird und geweint« – Eine Reise nach Moskau, von Hermann L. Gremliza

»Wer lacht noch«, fragt sich Gremliza in seinem Bericht »Moskau - 40 Jahre danach...«, »wenn er weiß, wo die geblieben sind, die heute um die 60 Jahre alt wären?«. Hat er seine sowjetischen Gesprächspartner, vor allem jene mit den Generalssternen, eigentlich auch gefragt, ob nicht vielleicht erst die Kollaboration zwischen Hitlerfaschismus und Stalinismus dazu geführt hat, daß der von Gremliza ausführlich zitierte Moskauer Kriegsveteran seine »ganz normale« Geschichte von der Befreiung Warschaus erzählen muß? – Vergeblich warteten Warschauer Widerstandskämpfer tagelang auf den Einsatz durch sowjetische Truppen, die doch bereits zur gegenüberliegenden Seite der Weichsel vorgestoßen waren. In aller Ruhe konnten so die SS-Henker die Bevölkerung der polnischen Hauptstadt abschlachten, die Stadt selbst in eine Trümmerwüste verwandeln und danach schließlich unbehelligt abziehen.

Weshalb macht Gremliza den alten Goethe nach und steht innerlich stramm vor den uniformierten Militärhistorikern, die ihm »unwirsch« (O-Ton Gremliza) von Einzelfällen bei der Roten Armee berichten, die als Übergriffe strafrechtlich hatten geahndet werden müssen.

Daß es aber auch sowjetische Soldaten gegeben hat, die während der Kampfhandlungen, auf dem Territorium des Aggressors, Mitleid mit der Zivilbevölkerung zeigten und dafür von der eigenen Militärpolizei verhaftet, degradiert und in die Lager geschickt wurden, ist darüber – wenigstens halboffiziell – gesprochen worden? (»Bürgerlicher Humanismus« wurde solches Verhalten damals amtlicherseits genannt.) Und hier – nicht bei Gremlizas diffuser »Seele der Revolution« – ist die Erklärung zu suchen, weshalb am Jahrestag des Sieges in Moskau »getanzt und geweint« wird.

ROBERT BAAG

SCHWÖRSTADT

Die unabsehbare Affinität Hermann L. Gremlizas zum Sowjetsystem ist mir als längjähriger Leser vertraut. Sie ist ja auch ganz gut zu ertragen, so lange sie von seinen journalistischen Qualitäten zumeist in den Schatten gestellt wird.

Ein Artikel über die sowjetischen Opfer im 2. Weltkrieg war zweifellos geboten, angesichts zahlloser Amnesien in der veröffentlichten Meinung.

Aber Geschichtsfälschung regt mich auf. Man kann wohl drüber streiten, ob es ein »Recht auf Rache« gibt. Nicht streiten aber kann man sich über historische Tatsachen. Gremliza leugnet die Greueltaten der Roten Armee, indem er sowjetische Gesprächspartner zitiert. Das trifft wohl ein Bedürfnis vieler Leser nach klaren Fronten in Geschichte und Gegenwart. Hier Böse – dort Gut, als Abwechslung zur herrschenden Meinung.

Das allmähliche Aussterben von Zeitzeugen öffnet Geschichtsklitterungen aller Schattierungen Tür und Tor. Wer anfängt, die Geschichte ein bißchen zu schattieren, leistet seinen Beitrag zur totalen Geschichtsfälschung .

ERNST-JOACHIM REGIER

ASSENHEIM

MUTTIMÄNNER

KONKRET 5/85: Deutsche Gespräche – Ouuuuaah, ja, komm! von Horst Tomayer

Was ist der Horst Tomayer doch für'n toller Macker, daß er so zackzack`auf Draht ist. So habe ich endlich mal Einblick in den Telefonprostitutionismus bekommen. Und wie »kritisch« der Horst ist!!

Ist doch alles nur ein big business, auf das sich diese leicht ergrauten trotteligen Muttimänner da einlassen

Das diese Männer nebenbei gut mit frauenunterdrückendem Sex bedient werden – und so ganz nebenbei auch sämtliche KONKRET-Leser, »kann« nur deutlich werden durch die ausführliche Darstellung jedes Details von diesem gefühllosen Geschäft – und für die eigene kritische Analyse gibt's auch gleich noch die Telefonnummer der Betreiber mitgeliefert – ? !

Ich habe keine Lust, in der KONKRET miese Pornos zu lesen und dieser Artikel ist nichts anderes für mich.

GABY MONTAG

MÜNSTER

Sonntag Nachmittag, ich sitze am Schreibtisch, mein Freund ließt KONKRET. Lacht, liest vor Horst Tomayer telefoniert. Das komplizierte geschäftliche Vorspiel. Ich lache auch.

Als ich Pause mache, möchte ich den Artikel lesen. Ich nehme das Heft, aber zum Lesen komme ich nicht mehr. Ich gucke entsetzt auf die Karikatur. Sprachlos vor Zorn.

Neben einen ironisch, positionslosen Artikel über Prostitution setzt ihr eine sexistische, diskriminierende Karikatur, die eine Frau, natürlich eine Frau, als die perfekte Telefonfickmaschine darstellt.

Sarkasmus macht die Wut nicht kleiner. Ihr zeigt einen weiblichen Körper, die Geschlechtsorgane, die Brüste in Maschinenteile umgestaltet. Wirklich hochaktuell. Die Anpassung des Menschen, der Frauen an die Maschine, ist schon im Gange. Der Gipfelpunkt des Objektmachens. Die internationale Mafia der Gen- und Fortpflanzungsforscher arbeitet fleissig an einer patriarchalischen Vision. Eine Vision, in der das Lebendige in seinem Wildwuchs verwandelt wird in die lebenden Maschinen der Geningenieure.

Eine Karikatur soll entlarven, der Lächerlichkeit preisgeben, in diesem Fall ist der Schuß nach hinten losgegangen.

SABINE WEISMÜLLER

ESSEN

GEBURTSVÄTER

KONKRET 5/85: »Bruder Hitler strahlt...« Detlef zum Winkel über den grünen Nach-Denker Bahro

Bahro als strammer Nach-Denker Hitlers.

Wenn Bahro sich selbsternannten oder professionellen Antifaschisten nicht gleich als Gleichgesinnter um den Hals wirft, weil er dann entweder deren Kampfmethoden übernehmen müßte oder verlieren, wenn er dafür plädiert, den Feind, z. B . faschistische Züge, erst 'mal bei sich selbst aufzuspüren, bevor man sich daranmacht, die Andersdenkenden solcher Züge zu bezichtigen und sie zum Feind zu erklären, so erscheint mir diese Haltung sehr weise und ausgesprochen antifaschistisch.

Nach meinem Verständnis beginnt Faschismus dort, wo Leute die Verantwortung für ihre mißliche Lage oder für ihre empfundene Minderwertigkeit vorsichtshalber erst 'mal allen andern zuschieben und gleichzeitig darauf hoffen, daß ein Führer, ein Heilsbringer auftaucht, der ihnen Erlösung von ihren Übeln verspricht, und der ihnen das Gefühl verleiht, besser und erhaben über all das zu sein, vor dem sie sich bislang fürchteten.

Wo ein paar Leute solche Sehnsüchte haben, findet sich auch bald ein Führer, ja da werden auch Leute zu Führern, die das weder wollten noch merken. Die grüne Bewegung ist nicht frei von solchen Einstellungen und Tendenzen (genauso wenig wie andere linke Parteien, auch wenn sie sich selbst das Etikett »antifaschistisch« geben). Das zu sehen, der grünen Bewegung mit allen Beteiligten eine Chance zu lassen, sich weiterzuentwickeln, und zu verhindern, daß die Kraft der Bewegung im politisch-parlamentarischen Kräftespiel gleich wieder zerrieben oder von Führern in grünem Gewande absorbiert wird, ist eine wichtige Einsicht.

Völlig absurd erscheint mir der Vorwurf, Bahro sei ein verkappter Faschist, wenn er ähnliche Züge bei Braunen und Grünen entdeckt und zu verhindern versucht, daß sich solche Züge in der gehabten Richtung auf politische Macht hin weiterentwickeln . MANFRED METZ

BERLIN

Gratuliere, der Artikel über Bahro war einfach spitze! ! ! Erfreulich, daß es wenigstens eine linke Zeitung noch wagt, Kritik an den Grünen zu üben, was ja sonst in der Linken tabu ist. Was für eine fundierte Kritik. Hier wird der ganze Irrationalismus dieser Partei des neuen Mittelstandes aufgedeckt. Von Gruhl, Hausleitner, den Öko-Nazi Springmann, die die Geburtsväter der Grünen waren, zieht sich eine direkte Linie zu Bahro!

Bleiben Sie am Ball mit Infos im Kampf gegen den Irrationalismus, den auch viele Grüne mit uns führen .

PETER NOWAK

FULDA

ANTIKOMMUNISMUS

KONKRET 5/85: »The new Führer« von Hermann L. Gremliza

In unserer freiheitlichen Demokratie bekommt man ja allerlei Unsinniges zu lesen. Was aber der Verfasser des dummdreisten Artikels »The new Führer« von sich gibt, ist ein so abwegiges und wirres Zeug, daß man ihm eine erhebliche Geistesverwirrung bescheinigen muß.

Erstaunlich welch groteske Blüten der Antiamerikanismus hervorbringt, und höchst fatal, daß es Politnarren gibt, die ihre schizophrenen Absichten zu Papier bringen und in die Öffentlichkeit lancieren, um sie zu verdummen. Im übrigen ist das Käseheft KONKRET, das sich kurioserweise auch noch »Magazin für Politik und Kultur« nennt, hundertprozentig zu teuer.

KARL WESTPHAL

HANNOVER

Der Antikommunismus ist die zentrale Doktrin der amerikanischen Nachkriegspolitik. Solange der Kapitalismus besteht, wird die Gefahr eines neuen Faschismus nicht beseitigt sein.

Der deutsche Faschismus, der zwar durch seine nationale Eigenschaft spezifisch geprägt war, besaß seine Wurzeln keineswegs im deutschen Wesen, sondern in den Widersprüchen kapitalistischer Gesellschaftsformen, die überall in der Welt anzufinden sind, wo soziale Unruhen die Herrschaft der bürgerlichen Klasse bedrohen. So entsteht zwangsläufig die Tendenz zur Errichtung einer faschistischen Diktatur.

Die USA hat sich bisher überall zugunsten faschistischer oder faschistoider Regime eingemischt, wo deren Existenz von links bedroht war. In Ronald Reagan haben sie jenen »New Führer« bekommen, den der Hunger nach Weltherrschaft täglich plagt. Die militärische Herrschaft über die ganze Welt ist sein erklärtes Ziel .

KARL KIRCHNER

WÜRZBURG

VOM RSHA NACH STAMMHEIM

KONKRET 5/85, S.4: Stammheim und Erich Fried

Zu den übelsten NS-Verbrechern gehörte der Chef der Nazi-Kripo, der Reichskriminaldirektor Arthur Nebe, der mit dem Einmarsch nach Rußland das Kommando über die NS-Massenmord-Einsatzgruppe-B hatte. Ihm unterstellt waren die Massenmord-Sonderkommandos 7a, Leiter Blume, 7b Rausch, 7c Bock, 8 Bradfisch, 9 Filbert und das Vorkommando Moskau unter Franz Six.

Während Nebe hinter der kämpfenden Truppe Massengräber füllte, vertrat ihn beim RSHA der NS-Standartenführer und Kriminalrat Paul Werner Werner und sein NS-Kumpan von Kriminaltechnischen Institut beim RSHA (Reichssicherheitshauptamt), Dr. Albert Widmann, hatten schon 1939 Versuchsgaskammern gebaut und mit Geisteskranken Tötungsversuche durchgeführt; Versuche, die dann zu den berüchtigten Gaswagen und schließlich zu den Gaskammern der Vernichtungs-KZ führten.

Was heute not tut – auch nach dem Tod von Paul Werner 1970 ist die Aufklärung über die entsetzlichen NS-Verbrechen und ihre Organisatoren, insbesondere wenn sich bewahrheiten sollte, daß der Gaskammer-Architekt Werner nach 1945 höchster Staatsarchitekt im Kiesinger-Filbinger-Bilfinger-Staat wurde .

Für jeden Kriminalisten ergibt sich nach den 'Selbst-Morden' von Stammheim der Verdacht, daß der NS-Verbrecher Paul Werner Mit dem Bau des Sicherheitstrakts 3 bereits Vorsorge traf, diesen Trakt nach eigenem Ermessen betreten zu können, sei es um mögliche NS-Verbrecher zu befreien oder RAF-Führer zum Schweigen zu bringen.

Der Verdacht, daß Baader, Ensslin, Raspe und Möller vor ihren 'Selbst Morden' mit Gas betäubt wurden, ist immer noch nicht ausgeräumt. Solche Gase werden heutzutage von Hoteldieben, vornehmlich in den großen Badeorten an der Riviera, benützt, um Hotelgäste im Schlaf zu betäuben, um dann ungestört in Kleidern, Schränken und Koffern nach Beute zu suchen.

SEPP BERANEK

SELB

AUSROTTUNG TOTAL

KONKRET 5/85: »8. Mai 1945«

1914 bis 1918 = ca. 20 Millionen Tote!

1939 bis 1945 = ca. 55 Millionen Tote!

19.. bis ? = totale Ausrottung der Menschheit!

Seit dem angeblichen Weltkriegsende vor 40 Jahren herrscht ständig irgendwo auf der Welt Krieg.

Nicht eine einzige Stunde davon war mal tatsächlich Frieden.

Viele Millionen Menschen sind seitdem wieder Sinnlos getötet worden.

Für die wirtschaftlichen Interessen einiger machthungriger Menschen, lassen sich schwache Regierungen immer wieder zu Kriegshandlungen verleiten.

Leidtragende dieser Kriege sind ausschließlich diejenigen, die schon immer von den selben Menschen, die die eigentliche Verantwortung für einen Krieg zu tragen hätten, ausgebeutet werden.

Wird es diesmal wieder Angst und/oder Gleichgültigkeit sein, die zum nächsten dafür aber immerhin zum letzten Weltkrieg (3) führen wird.

Gibt es tatsächlich noch einen Menschen, der glaubt, daß er einen Atomkrieg überleben könnte?

Dummkopf, der nächste Krieg wird auch Deinen eigenen sinnlosen Tod fordern!

HANS – PETER WAHRMANN

BREMEN

PHANTASIE

KONKRET S/85: »Rock-Arena« von Benedikt Loderer

Mensch, Hermann L., da schlägt einem ja das Faß ein Ei aus der Krone. Jahrelang fichst Du einen erbarmungslosen Kampf gegen die Verhunzung der Sprache durch alle Theos dieser Republik und dann kommt Benedikt Loderer.

»Wie sieht die ideale Rockarena denn aus? fragt mich im Bahnhofsbuffet Zürich Günter Amendt.« aha, einen Fuß im Orangensaft, den anderen in der Kirschmarmelade, oder wie? Und weiter: »Er, der an alle Konzerte geht, hat ihn noch nicht gefunden.« Mag sein, daß es eine Schweizer Eigenart ist, in Buffets zu stehen und an Konzerte zu gehen; dem Dativ aber kennen die doch wohl. Wen hat Günter Amendt denn noch nicht gefunden? Den Rockarena? Vielleicht lag er unter einem Salatblatt im Buffet. Man gewöhnt sich ja an allem, auch am Dativ.

THOMAS VOSSKUHL

OLDENBURG

»Das Rockkonzert ist aber auch ein Massenereignis« So Benedikt Loderer in seiner Beschreibung einer konkreten Rock-Arena. Wie flink sich doch auch die Linke ihre Utopien von den Interessen der Geschäftemacher bestimmen läßt. Wo steht

denn geschrieben, daß das übliche (weil Einträgliche), nämlich die Riesenhalle, auch das Selbstverständlich sei? Als ich unlängst im New Yorker Lone Star die inzwischen angegrauten Reste der legendären »Band« oder im Bottom Linie die »Nighthawks« hörte und tatsächlich auch sah (nicht bloß irgendwo in der Ferne erahnte), kam ich auf den Geschmack. Was für den Jazz die Regel geblieben ist, der überschaubare Clubraum, in dem man auch mit Leuten ins Gespräch kommt, wo der Kontakt zu den Musikern nicht nur überdimensionierten Lautsprecheranlagen überlassen wird, ist auch für den Rock bekömmlich. Ökonomische Notwendigkeiten sind unveränderbar. Sie sollten nicht den Maßstab abgeben für unsere architektonische Phantasie.

THOMAS ROTHSCHILD

STUTTGART

STRAPSE UND STRIPES

KONKRET 5/85: »Ass you like ist« – von Günter Amendt

Deine Kolumne »Ass you like it« ist mit Abstand das Beste was ich in der letzten Zeit über Musik gelesen habe. Sie trifft den Nagel nicht nur auf den Kopf, sondern rammt ihn volle Lotte ins Schwarze.

Die bekifften, geilen und wunderbaren Jahre der antörnenden Musik sind, bis auf wenige Ausnahmen, im Arsch der neuen Macher und sogenannten Stars.

Die Amerikaner überfluten uns nicht nur mit Hamburgern, sondern laufen mit neuen, kurzlebigen Modewellen. Ob Hamburger oder »Musiker« wie Prince, daß Ergebnis bleibt gleich. Erst würgen und dann kotzen. Na, ja, es gibt ja noch Musiker bei denen man sagen kann: »Das isses!» Leider werden es immer weniger. Zu den Musikern mit den besten und aktuellesten Texten gehört ohne Frage Bruce Cockburn, gerade jetzt wo Reagan zu neuen Schlägen gegen Nicaragua ausholt, »....; die US-Botschaft steht drohend über Managua wie Dracula's Schloß.« auf daß der Vampir den Pfahl ins Herz gejagt bekommt.

Dröhnende Grüße und die Hoffnung, daß bei Prince bald die Strapse reißen .

MICHAEL FUNKE

OELDE

Konkret 06/85, S. 8

Hermann L. Gremliza

Johannes und die Vorkoster

Achtung, die Wette gilt: Nennen Sie bitte eine politische Tat, eine Entscheidung, ein Gesetz, eine Initiative, einen Vorschlag, irgendwas, woran Sie sich erinnern, wenn Sie an die Tätigkeit des Politikers J. Rau in den letzten zwanzig Jahren denken. Ich gebe eine Hilfestellung: Der Bau des Klinikums Aachen wurde unter seinem Vorgänger H. Kühn beschlossen.

Rau aber ist der Größte, Triumphator der Wahl und Kanzlerkandidat der Sozialdemokraten für 1987. Ein Verwaltungsleiter, der gute Laune macht, figuriert als das Nonplusultra des erfolgreichen Politikers und als die letzte Weisheit einer Arbeiterpartei, die des ewigen Haders müde ist. »Johannes Rau symbolisiert in fast perfekter Weise den Zustand einer 'guten' SPD«, sagt ein Demoskop. »Er war das Symbol, auf das sehr verschiedene Wählerschichten ihre Erwartungen projizieren konnten, auch Sympathisanten der CDU und der Grünen«, schrieb die »Zeit«, ein »populärer Landesvater«, ein »überaus menschlicher Ministerpräsident«, der »im Grunde fröhlich geblieben ist« und einen »Pragmatismus mit Herz« pflegt.

»Wir kämpfen für die Republik und unsern guten König«, sangen sächsische Revoluzzer im Vormärz. Der edle Fürscht ist die Sehnsucht aller bürgerlichen Demokraten geblieben, desto inniger, je beschissener die Lage. Ein Symbol aber ist ein Sinnbild, ein Wahrzeichen. Wofür ist Rau Symbol? Für Fort- oder Rückschritt, für Arbeit oder Kapital, für Umweltschutz oder Hoechst-Leistung? Brandt war Symbol für friedliche Koexistenz, Schmidt war Symbol für Tatkraft (und tatsächlich hat er in acht Jahren Kanzlerschaft zwei Taten vollbracht, die in der Erinnerung haften blieben: Mogadischu und Pershing). Rau ist Symbol an und für sich. Es bedarf keiner Inhalte mehr. Sein Erfolg kommt von der Popularität – oder umgekehrt. Eine Partei, die »gut« ist, ist es für alles und darum zu nichts. Auf ihr Symbol Rau projizieren verschiedene Wählerschichten ihre Erwartungen, weil sie von ihm nichts erwarten. Und – um auch mal was Positives zu sagen: Rau wird sie nicht enttäuschen.

Es liegt nahe, an der Vernunft der Wähler zu zweifeln, wie O. Schily das getan hat, als er die Stimmen für die FDP zählte. Das ist ganz falsch. Aus der Untersuchung eines Befragungs-Instituts geht hervor, daß die Sympathien der Wähler für die SPD in den letzten beiden Jahren um ein Drittel gesunken sind. Die CDU hat bloß noch mehr verloren. So begeistert wie die Wahlsieger die Stimmen in Empfang nahmen, waren sie nicht abgegeben worden. Noch machen die meisten brav ihre Kreuzchen, der Glaube an den Sinn dieses Tuns aber schwindet. Denn einerseits frißt sich das Gefühl ein, daß keine der konkurrierenden Formationen den sozialen und kulturellen Verfall des herrschenden Gesellschaftsmodells auf- oder gar anhalten kann; andererseits haben die meisten Wähler noch zuviel zu verlieren, als daß sie das Risiko radikaler Abkehr eingehen wollten. Ein bißchen Frieden, ein bißchen Arbeit(slosenhilfe), ein bißchen Wohngeld, ein bißchen Katalysator, ein bißchen mehr Polizei und reichlich Hänschen Rosenthal: Das ist das relative Glück.

Opfer dieser Befindlichkeit werden die Grünen, ein keineswegs unschuldiges Opfer. Denn, wie Tucholsky sagt, ist das Volk doof, aber gerissen, und fällt durchaus nicht auf jeden Schwindel rein. Nicht dialektische Schulung, praktische Lebenserfahrung sagt den Leuten, daß auch Doktorspiele an den Symptomen des Systems nicht honorarfrei sind – und bei wem Honorare üblicherweise liquidiert werden, braucht ihnen keiner zu erzählen. Alle sind für Frieden, Arbeitsplätze, Gesundheit, Freiheit, Liebe, alle sind gegen Krieg, Unterdrückung, Gift und Hunger. Doch um zu wissen, daß auf dieser Erde eben die Mittel kärglich und die Menschen roh sind, brauchen sie keinen Leistungskurs in deutscher Literatur.

Solange eine Gruppe von Bürgern, eine sog. Bewegung, sich eins der Themen greift und die Kosten überschaubar hält, fällt Zustimmung so leicht wie eine Spende von zehn Mark für die Hungernden in Afrika. Bündelt jedoch eine Partei die Forderungen Dutzender Bewegungen zu einem gemeinsamen Wunschzettel von Pazifisten, Atomkraftgegnern, Aussteigern, Makrobioten, Radfahrern, Feministinnen, Grauen Panthern, Päderasten und arbeitslosen Sozialpädagogen, kommt das Haushaltsgeld in Gefahr.

Daß die Grünen nie begriffen haben, warum sie dann doch mit erstaunlich vielen Stimmen in die Parlamente gewählt wurden! Als hätte die Mehrheit ihrer Wähler geglaubt oder auch nur gehofft, die Grünen würden dort ihre vielfältigen Wünsche in politische Taten verwandeln können! Nichts weniger als das. Die meisten Stimmen für die Grünen waren Ausdruck für die Hoffnungslosigkeit, ja Verachtung, mit der immer mehr Leute dem Parlamentsbetrieb gegenüberstehen. Die Grünen sollten Sand in diesem Getriebe sein, den Lauf der Geschäfte stören, auch mal den Präsidenten ein Arschloch nennen, und nicht im Ausschuß für Arbeit und Soziales ihre Betroffenheit in die Rentenanpassung einbringen.

Vor allem sollten sie keine richtige Partei sein. Die allseitig behaarten Männer und die selbstgestrickten Frauen schienen in ihrer modischen Bescheidenheit Gewähr dafür zu bieten, daß ihr Engagement, anders als das der anderen Parteienjugend, nicht nur oder nicht auch ein Vorwand für das Streben wäre, in dieser Gesellschaft was zu werden. Die Wähler waren doof

genug, aus den heiligen Schwüren zu Basisdemokratie und Rotation die Geburt eines neuen Typs Politiker herauszulesen. Aber viele, für die Grünen: zu viele, sind denn doch hinreichend gerissen, Indizien für den Beweis des Gegenteils wahrzunehmen und zu erkennen, daß die grüne Partei so manchem, dem die Scham verboten hatte, aus der »revolutionären« Jugend direkt ins erwachsene Establishment etwa der SPD zu springen, als eine imageschonende Zwischenstufe diente.

Noch ist Schamfrist vor dem nächsten Schritt, aber die Wähler ahnen ihn schon. So gewiß die kesse »Tageszeitung« auch das ausgelagerte Volontärsheim für »Spiegel«-, »Zeit«- und Privatfunk-Nachwuchs ist, so sicher werden die »politischen Talente« vom rechten Flügel der Grünen demnächst zu J. Rau »Genosse« sagen. Entsprechende Verdienste haben sie sich schon erworben und überall wird gelobt, welch fruchtbare Anstöße sie gegeben hätten. Als Giftmord noch ein Mittel der Machtergreifung war, hielten sich die Herrscher ihre Vorkoster. Als solche wirkten die Grünen: An jedem grünen Prozentpunkt konnten die Sozialdemokraten ablesen, wie weit sie ihre Arme noch ausbreiten und mit welchen Parolen sie auf Stimmenfang gehen mußten.

All diese Rollen sind jetzt ausgespielt. Zurecht sagt der weggeordnete Abgeordnete J. Fischer, »daß sich die Zeiten für die Grünen geändert haben«. Als Vorkoster werden sie nicht mehr gebraucht, als Sand im Getriebe waren sie nicht körnig genug. Daß es »auch unterhalb der fünf Prozent weiterzugehen habe«, sagt Fischer, sei »nicht mehr als dieses abgestandene Die-Augen-zu-und-durch«. Er und die Seinen waren stets mehr für das flotte Die-Augen-auf-und-hinein. Sie sollten nicht länger zögern. Vielleicht wird ja dann aus dem Rest noch was.

Konkret 06/85, S. 10

Magazin

Heißer Draht

Der Londoner FC Chelsea, ein Verein der obersten englischen Fußball-Liga, hat sich etwas besonders Feines ausgedacht, um den Tatendrang der Fans, die während der Spiele schon mal auf's Spielfeld stürmen, zu bremsen. Der schon drei Meter hohe Zaun ist gekrönt mit einem elektrisch geladenen Droht. Chelseas Vorsitzender Ken Bates, der auf seinem von Viehweiden umgebenen Landgut die Idee hatte, erklärte, daß ein Stromstoß an sich ungefährlich sei, doch dürfte er die Fans, die über den Zaun klettern wollen, durch den Schock davon abhalten. Lebensgefahr bestehe nur, wenn jemand längere Zeit auf dem Draht bleibe. Also alles nur halb so schlimm .

»Die Aussicht auf Abenteuer«

Der Geheimdienst der USA, CIA, braucht mehr Leute als er hat. Deshalb inseriert er in US-amerikanischen Zeitungen mit Versprechungen allererster Güte. Etwa:

»Der Standard: Absolute Professionalität. Eine Agentenkarriere ist eine Berufung, eine Lebensaufgabe, keine herkömmliche Routine.

Die Aufgabe: Dienst auf der ganzen Welt, Zusammenarbeit mit ausländischen Staatsangehörigen auf allen Ebenen. Entwickeln von Geschicklichkeit und professioneller Disziplin, um selbst in Streß-Situationen und bei gelegentlichem persönlichen Risiko, Erfolge zu erzielen.

Die Belohnung: Befriedigung, indem man außerordentlichen Herausforderungen begegnet und sie meistert. Eine Antwort auf die Frage: Wie kann ich meinem Land helfen, die Zukunft zu sichern. Die Aussicht auf Abenteuer während eines Auftrages, der die tiefsten Quellen der Intelligenz, beruflicher Geschicklichkeit und persönlicher Verpflichtung erfordert.«

Und soweiterundsoweiter.

Überlebensmittel

Entwicklungshilfe ganz besonderer Art leistet die Bundesrepublik in Guatemala: Sie gewährt der guatemaltekischen Armee Wirtschaftshilfe, indem sie Lebensmittellieferungen finanziert, die von der Armee gebraucht werden, um die zu Zwangsarbeit verpflichteten Bauern arbeitsfähig zu erhalten. Jürgen Warnke, bundesdeutscher Minister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, überzeugte sich Ende April bei seiner Visite in Guatemala davon, ob die Lebensmittel bei den Zwangsarbeitern auch nicht zu sehr anschlagen.

Miete oder das Leben

Ein 48jähriger Hausbesitzer ist in Washington in die Wohnung der 25jährigen Darenna Shelton und ihrer 28jährigen Schwester Sabrina eingedrungen und hat wegen Mietschulden auf beide geschossen. Anschließend zerrte er die nur schwerverwundete Darenna aus dem Haus, übergoß sie mit einer brennbaren Flüssigkeit und steckte sie in Brand. Die Polizei nahm den Mörder fest, der sich gegen die Mietschulden gut gewappnet hatte Er trug bei seinem Überfall eine kugelsichere Weste und reichlich Munition auf dem Leib.

Vertriebene im Millionenrausch

Nach einer offiziellen Mitteilung des Bundestages sind im Haushalt 1985 für Vertriebenen-Verbände und Landsmannschaften aus Mitteln des Bundeshaushalts insgesamt 7,3 Millionen Mark vorgesehen. Diese Zuwendungen stammen aus den Etats des Innenministeriums, des Bundesministerium für innerdeutsche Beziehungen, sowie des Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit. Aus Anlaß des »40. Jahrestages der Vertreibung« sind im Rahmen der 7,3 Millionen Mark auch 790.000 Mark enthalten. Weitere Zuwendungen enthalten diese Organisationen zudem auf Landesebene wie auch auf kommunaler Basis. So erhält z. B. die Landsmannschaft Schlesien vom Land Niedersachsen allein für das Schlesiertreffen in Hannover einen Zuschuß von 150.000 Mark.

Das wär doch was

Wie die westdeutschen Rundfunksender wieder eine Spur angriffiger und aggressiver werden könnten, das exerziert die private Pariser Rundfunkstation »La Voix du Lezard« (Stimme der Eidechse) vor. Das gesamte Programm ist mit einem vom menschlichen Ohr nicht wahrnehmbaren Ton unterlegt, der stechgeile Mücken unmittelbar in die Flucht jagt. Endlich wieder Rundfunk ohne Mückenstiche.

Rassismus? Kennen wir nicht!

Französische Juden, die nach Bitburg reisten, um Kohl und Reagan einen Empfang in ihrem Sinne zu bereiten, bekamen schon bei der Einreise in die BRD Schwierigkeiten. Die Franzosen hatten nämlich 2.000 Anstecker mit der Aufschrift »Touche pas à mon pote« (siehe KONKRET 4/85), die Bestandteil einer Antirassismuskampagne in Frankreich sind – eine entsprechende Kampagne läuft gerade in den Niederlanden an: »'T is miin vriend, blijf er af« – in ihrem Gepäck. Die bundesdeutschen Grenzwächter stellten sich so hin, wie sie nun einmal sind: Sie beschlagnahmten die 2.000 Anstecker mit der Begründung, daß es in der BRD keinen Rassismus gäbe.

Weißes Gedränge in Südafrika

Reichlichen Ärger hat sich der neuseeländische Rugby-Verband mit seiner Entscheidung eingehandelt, mit seiner Nationalmannschaft von Juli bis September zahlreiche Spiele in Südafrika bestreiten zu wollen .1981 als die südafrikanische Fünfzehn in Neuseeland gastierte, hatte es äußerst rauhe Demonstrationen gegen die Spiele gegeben. Nach der jetzigen Entscheidung des RugbyVerbandes, nach Südafrika zu fahren, gelang es HLT (Halt All Racial Tours), einer Organisation, die sich erst 1981 gegründet hatte, innerhalb eines Tages 15.000 Demonstranten zu einem Protestmarsch gegen die Tour des Rugby-Teams zu mobilisieren. Die Polizei ihrerseits, den Konflikt voraussehend, steht bereits seit Monaten in einem »Demonstrations-Training« und hat sich mit neuen Helmen, Schutzschildern und besonders langen Stöcken ausstaffieren lassen. Die australische Fluggesellschaft Quantas, die die neuseeländische Mannschaft nach Harare in Simbabwe hätte fliegen sollen – die Air New Zealand fliegt überhaupt nicht nach Afrika – hat die Buchung der Neuseeländer bereits gestrichen. Das letzte Spiel der Neuseeländer in Südafrika fand 1976 statt. Da durften die Maoris, Abkömmlinge der schwarzen Ureinwohner mitspielen. 1965 noch hatte Henrik Verwoerd die neuseeländischen Spieler nicht ins Land kommen lassen wollen, weil unter ihnen etliche Maoris waren.

Erinnerung I

»Wir werden diesem verbrecherischen Volk eine schreckliche und dauerhafte Last aufladen, wir werden dem deutschen Volk eins der schwersten und niederdrückendsten Jochs auferlegen, die die Geschichte je gekannt haben wird.«

(Louis Aragon am 24.2.1945 in der französischen Zeitung »Les Lettres Françaises«)

Das wiegt schwer

Als im vergangenen Jahr bei einer Militärparade in Westberlin Friedensfreunde mitgebrachte Federkissen als Symbol für die »gerupfte Friedenstaube« ausschüttelten, da ahnten sie sicherlich nicht, wie böse das enden würde. Jetzt stand einer vor Gericht, weil sich ein Polizist von den Federn, die nach seinen Angaben eine Rötung der Augen hervorgerufen hatten, angegriffen gefühlt hatte. Das Gericht stellte das Verfahren zwar wegen zu geringer Schuld des Angeklagten ein, aber bemerkte drohend daß mutwillige zum Fliegen gebrachte Federn als ein Akt vorsätzlicher Körperverletzung anzusehen sei.

Erinnerung II

»Die Kinder der Folterer und Henker müssen in der Zwangsvorstellung der von ihren Vätern begangenen Grausamkeiten erzogen werden. Dann wird man sie mit dem 'schwarzen Buch' im Gepäck, welches alle Beweise der Barbarei der Nazis zusammentragen muß, zum Zelten in die Konzentrationslager Auschwitz und Fallingbostel schicken. Inmitten der Leichengruben und Friedhöfe wird vielleicht endlich ihr Gewissen, das ihnen seit der Wiege entrissen wurde, geweckt.

Vielleicht werden sie dann in ihren Alpträumen von der Erinnerung an die kleinen ermordeten Kinder von Vitebsk und Vassieux verfolgt«.

(Jean Magnand am 20.4. 1945 in der französischen Zeitung »Les Allobroges«)

Nuancen

»In der Reportage aus Bergen-Belsen vom Montag muß es richtig heißen: 30.000 bis 50.000 'russische' Kriegsgefangene kamen dort ums Leben und nicht, wie irrtümlich geschrieben, 'deutsche' Kriegsgefangene.« (Die Welt vom 23.4.1985, Seite 4)

Na, Herr Papst

Mit finanzieller Unterstützung (klein) des italienischen Staates und finanzieller Unterstützung (groß) von insgesamt 24 arabischen Staaten wird jetzt in Rom für umgerechnet etwa 100 Millionen Mark eine islamische Moschee errichtet... Das Gebäude – Gebetshalle für 2.000 Gläubige, Konferenzräume und die größte islamische Bibliothek im Abendland – war lange Zeit in der italienischen Öffentlichkeit umstritten. Das parkähnliche Gelände, auf dem die Moschee errichtet wird, soll Besuchern jedweder Glaubensrichtung offenstehen.

Erinnerung III

»Ein Arzt schrieb mir diese Zeilen: 'Man muß die Kennzeichnung der Deutschen, die heute leben und die noch geboren werden, für die nächsten 30 Jahre organisieren. Sie lachen, aber denken Sie mal über die große Sicherheit nach, die es ermöglichen würde, daß man einen Deutschen zu jeder Zeit und an jedem Ort sofort erkennen kann. Das Mittel: ein oder mehrere Brandzeichen auf der Nase, auf der Wange, an der gleichen Stelle für alle. Mit einem elektrischen Brennapparat ist diese Kennzeichnung nicht sehr schmerzhaft und könnte bei Kindern ohne Betäubung gemacht werden. Diese Kennzeichnung würde den Rassenstolz dieses Volkes befriedigen, indem sie es deutlich als verabscheuungswürdig für alle kenntlich macht.' Dieser Vorschlag, wenn er mir auch schwierig anzuwenden scheint, schockiert mich kaum.«

(Gabriel Dheur am 29.6. 1945 in der französischen Zeitung »Temps Présent«)

Goldene Schicksalsjahre

»Schicksalsjahre Zweiter Weltkrieg – Die Deutsche Wehrmacht im Kampf« betitelte die Gesellschaft für Münzeditionen in München eine Sammlung von Gold- und Silbermünzen, die in verherrlichender Weise Szenen aus dem 2. Weltkrieg zeigen. Die zwölfteilige Sammlung trägt Aufschriften wie »Duell der Adler – Luftschlacht über England« oder »Sieg der Kühnsten – Kampf um Kreta«. Einmal wird auch von Terror gesprochen: »Bombenterror – Luftkrieg über Deutschland«. In verschiedenen Fernsehprogramm-Beilagen von Tageszeitungen warb die Münzedition für ihre Produkte. Von privater Seite ist mittlerweile bei der Staatsanwaltschaft München I Anzeige wegen des Verdachts der Verherrlichung eines Angriffskrieges gestellt worden.

»Orden«

In Seattle im US-Bundesstaat Washington wurde jetzt gegen 23 Mitglieder einer paramilitärischen Organisation, die sich »Orden« nennt, Anklage erhoben. In der 90seitigen Anklageschrift werden 57 Vergehen aufgeführt, die von Erpressung über bewaffneten Raub bis zu Beihilfe und Mord reichen. Die Angeklagten bekennen sich allesamt zur neofaschistischen Ausrichtung ihrer Organisation, die nach Aussagen des FBI-Direktors William Webster, »gefährlicher als der Klu-Klux-Klan« ist. Grundlage ihrer politischen Umtriebe ist eine »Kriegserklärung an die amerikanische Regierung«, in der die »Ermordung von Polizisten, Regierungsbeamten, Journalisten, Schwarzen und Angehörigen anderer Minderheiten« propagiert wird. Die US-amerikanische Öffentlichkeit wurde auf die schwerbewaffnete Gruppe aufmerksam, als im Dezember des vergangenen Jahres der »Orden«-Gründer, der 31 jährige Robert Webster, von FBI-Agenten aufgespürt und in einem Schußwechsel zum Schweigen gebracht worden war.

Erinnerung IV

»Wo ich am 8. Mai 1945 tagsüber war, das weiß ich ganz genau: auf der Flucht in einem Waldstück zwischen Wittenberge und Eldena. Zieht man die damaligen Umstände in Betracht, ging auf dieser Flucht eigentlich alles recht gut. Nur einmal kamen mir drei oder vier Russen ziemlich nahe. Aber sie waren lediglich in den großen Wald gegangen, um mit großem Lärm und offenbarem Wohlbehagen ihre Notdurft zu verrichten. Sofort hellwach, als ich die Russen kommen hörte, lag ich aufgeregt und schußbereit lauernd und konnte nichts anderes denken als: Lieber Gott, hilf mir jetzt bloß, sonst trifft die der Blitz beim Scheißen. Der liebe Gott war mir und ihnen gnädig. Sie trollten sich nach vollendeter Verrichtung. Wenn es der verdammte Zufall gewollt hätte, die Bundesrepublik hätte sich 1978 wohl einen anderen Finanzminister suchen müssen.«

(Hans Matthöfer am 6.5.1985 in der deutschen Zeitung »Morgenpost«)

Die Täler müssen breiter werden

Kaum hatte sich das Eidgenössische Militär Departement (EMD), was nichts anderes als das Militärministerium ist, sich für den Ankauf des Leopard 11 als neuen Kampfpanzer der Schweizer Armee entschieden, da ging der Ärger auch schon los: der »Leo« ist mit 3,70 Meter rund 40 Zentimeter; breiter als der Panzer 68 und damit einfach zu breit für die Schweizer Landstraßen, die teilweise nur 5,60 Meter messen. Die Schweizer Straßen müssen, damit der »Leo« auch zu Friedenszeiten mal bewegt werden kann, ohne daß deshalb gleich der gesamte Zivilverkehr lahmgelegt wird, auf sieben Meter verbreitet werden. Dagegen opponieren die betroffenen Gemeinden, weil sie nicht nur nutzbares Land hergeben sondern sich auch noch an den Ausbaukosten beteiligen sollen.

Was ist ein CDU-Generalsekretär?

Ein Nichts. Denn die Tätigkeit Heiner Geißlers als CDU-Generalsekretär ist noch Auffassung der Bundesregierung keine Ausübung eines Berufs. Die ehrenamtliche Wahrnehmung der Aufgabe des CDU-Generalsekretärs sei deshalb nach dem Grundgesetz mit dem Ministeramt Geißlers ohne weiteres zu vereinbaren. Auch die Aussogen »sogenannter sachkundiger Beobachter«, nach denen Geißler sein Ministerium 1904 nur an 94 Arbeitstagen betreten habe, wies die Bundesregierung in der Beantwortung einer von den Grünen eingebrachten Kleinen Anfrage mit der ihr zur Verfügung stehenden Entschiedenheit als unzutreffend zurück, ohne allerdings mitzuteilen, wie oft der Minister denn nun tatsächlich sein Ministerium von innen gesehen hatte.

Abgänge im Aufschwung

Die immer dackeläugig den real existierenden Kapitalismus in der BRD beobachtende »Frankfurter Allgemeine Zeitung« vermeldete: »Die Zahl der Insolvenzen steigt weiter. Wie das Statistische Bundesamt mitteilt, heben in den ersten beiden Monaten dieses Jahres 2.293 Unternehmen Konkurs oder Vergleich angemeldet. 14 Prozent mehr als in der gleichen Vorjahreszeit. Zusammen mit den Insolvenzen von natürlichen Personen und Nachlaßkonkursen sind 3.214 Fälle gezählt worden, 17 Prozent mehr als im Januar/Februar 19B4. Die Zahl der Unternehmenszusammenbrüche hat im Februar den vergleichbaren Vorjahresstand um 21 Prozent übertroffen.« Alles Abschwünge noch Maß.

Endlich!

»Bundesdeutsches Team überrannte DDR« (Braunschweiger Zeitung vom 27.4.1985)

Arm-Brust-Bein

Die Schweizer können sich nicht mehr so einfach ganz patriotisch bewaffnen: für den Erwerb einer Armbrust müssen sie jetzt auch eine Waffenlizenz vorlegen. Sehr humorvoll reagierten Genfer Waffenhändler, als sie eine Waffenlizenz auch für den Kauf von Strumpfhosen forderten, weil diese nicht nur heiß, sondern auch kalt machen könnten.

Konkret 06/85, S. 15

Konkret, Wolfgang Pohrt

Magazin:
Kritik als fauler Zauber

Weil es immer wieder Zeitgenossen gibt, die es sonst nicht glauben, ist hier der Kommentar, den Wolfgang Pohrt in der »Tageszeitung« veröffentlicht hat, vollständig wiedergegeben. Es wird gebeten, ihn zu lesen.

Antisemitismus in den deutschen Medien

Seit Jahren weist sich die Zugehörigkeit zum hiesigen linken Kulturbetrieb durch den patriotischen Glauben aus, deutsche Kunst werde zunehmend durch amerikanischen Kommerz bedroht. Aus der vorgeblich ästhetisch begründeten Aversion schält sich nun als politischer Kern immer deutlicher das antisemitische Ressentiment von Leuten heraus, die nach einem mittlerweile schon geflügelten Wort den Juden Auschwitz nie verzeihen werden. Zum Zwecke der Exkulpation von Vorwürfen, die keiner gegen sie erhebt, und die nur der eigenen Identifikation mit dem Verbrecher entstammen, waschen sie die Nazis rein und gleichen sich ihnen dadurch an. Aus der Übernahme von deren Denkmustern und Verhaltensweisen bildet sich dann erneut die alte Fiktion eines Frontverlaufs zwischen Deutschen und Juden welchen Hitler auf die folgende, höchst aktuelle Formel gebracht hat: »So ist der Jude heute der große Hetzer zur restlosen Zerstörung Deutschlands. Wo immer wir in der Welt Angriffe gegen Deutschland lesen, sind die Juden ihre Fabrikanten, gleichwie ja auch im Frieden und während des Krieges die jüdische Börsen- und Marxistenpresse den Haß gegen Deutschland planmäßig schürte.«

In Anlehnung an Hitlers Grundüberzeugung spricht die 'Stuttgarter Zeitung' im Hinblick auf die über Bitburg zuverlässig und gründlich informierende amerikanische Presse von Leichtfertigkeit und Unseriosität sondergleichen« und schreibt: Daß mit den Gefühlen der Menschen in den USA und in der Bundesrepublik vor dem Hintergrund der sich häufenden Gedenktage vierzig Jahre nach Kriegsende so übel gespielt wird, daß eine unselige Vergangenheit offensichtlich nur aus Gründen des Verkaufserfolgs in sträflicher Weise hervorgekramt wird, zeugt von fehlendem Geschichtsbewußtsein. «

Drückt sich hier in der Art, unmißverständlich von den Hitler-Tagebüchern des 'Stern' oder anderen Werken des hiesigen NS-Medien-Rummels zu reden, und es nicht zu wissen, sondern die amerikanische Presse zu meinen, bereits eine Haltung aus, deren Mangel an Raffinesse und Durchdachtheit es nicht erlaubt, sie als Lüge oder Heuchelei zu bezeichnen, so steigern sich die paranoische Projektion, das unwissentliche Unterschieben eigener böser Taten und Absichten einer anderen Person, stets dann zum klinischen Bild von Bewußtseinsspaltung, wenn von den in Bitburg begrabenen Toten die Rede ist.

Die vom 'Spiegel' kolportierte Äußerung eines namentlich genannten und des Deutschen offenkundig nicht mächtigen Bitburger Kneipenwirts: «Datt is typisch jüdisch, datt se unsere Junges nitt in Frieden ihre Totenruhe jenießen lassen«, illustriert in Anbetracht nie vorgekommener Verwüstungen von Soldatenfriedhöfen und regelmäßig sich wiederholenden Verwüstungen jüdischer Friedhöfe mustergültig die Struktur des antisemitischen Syndroms, welches aufklärerisch stets in dem Sinne war, daß die den Juden unterstellten schlechten Absichten eine bis ins kleinste Detail zuverlässige Prognose deutscher Taten und eine Bestandsaufnahme deutscher Pläne waren.

Aufschlußreich in diesem Sinne ist ein Kommentar von Fritz Ullrich Fack in der 'FAZ' vom 29.4.: Aber eine mächtige publizistische Maschinerie seines (Reagans) Landes pflegt die Verfolgung bis ins siebte Glied und ist für jeden Anlaß dankbar, das Zerrbild des häßlichen Deutschen wieder auszugraben und alte Wunden aufzureißen. Ihren Betreibern macht es nichts aus, selbst die Toten noch zu sortieren und den Präsidenten zur Marionette zu machen. Hier verquicken sich Machtgelüste mit den geschäftlichen Interessen einer Unterhaltungsindustrie, der das 'Nazi-Thema' allemal willkommen ist.«

Unwissentlich und ungefragt bringt Fack hier die Greuel der deutschen Wachmannschaften in den Vernichtungslagern zur Sprache, wenn er von den Betreibern spricht, denen es nichts ausmacht, selbst Tote zu sortieren, und das wiederholte Auftreten des Wahns, vorwurfsvoll von sich selbst zu sprechen und es nicht zu wissen, sondern einen imaginären Feind zu meinen läßt auf die Entwicklung einer Kollektivpsychose schließen, die wegen des Umfangs der in den Sog einer paranoischen Projektion gezogenen Verbrechen nur beängstigende Ausmaße annehmen und Folgen haben kann. So unaufgefordert wie ahnungslos und deshalb für Kritik und Belehrung praktisch unerreichbar, erzählt Fack von den Nürnberger Gesetzen und ihrer Praxis der bis zum x-ten Glied zurückgreifenden Ahnenforschung wenn er aus der Bibel das Wort von der Verfolgung bis ins siebte Glied zitiert, um es denunziatorisch gegen den als jüdisch eingestuften alttestamentarischen Teil zu wenden. Einem obskuren Drang folgend, ins Verderben zu laufen um es abzuwenden, polemisiert er gegen die angeblich macht- und raffgierige amerikanische Unterhaltungsindustrie im selben Moment, wo

die Illustrierte »Quick« deren «Betreiber« als Juden identifiziert und die 'Hannoversche Allgemeine Zeitung' die einstweilen noch relativierte Behauptung verbreitet:

»Die ‘New York Times' und die drei großen nationalen Fernsehgesellschaften sitzen in New York. Amerikas größte Stadt aber befindet sich fest in jüdischer Hand .« Wie auf undurchsichtige weise angezogen von ihrem eigenen Untergang, definieren sich die Deutschen abermals als Opfer und Gegenpol einer fiktiven weltbeherrschenden Macht.

Sind Sie durch? Dann wiederhole ich den Anfang: »Seit Jahren weist sich die Zugehörigkeit zum hiesigen linken Kulturbetrieb durch den patriotischen Glauben aus, deutsche Kunst werde zunehmend durch amerikanischen Kommerz bedroht. Aus der vorgeblich ästhetisch begründeten Aversion schält sich nun als politischer Kern immer deutlicher das antisemitische Ressentiment von Leuten heraus, die nach einem mittlerweile schon geflügelten Wort den Juden Auschwitz nie verzeihen werden.« Pohrt behauptet also (wieder einmal), eine nicht näher bezeichnete westdeutsche »Linke« sei antisemitisch. Und er führt den Beweis – anhand von Kommentaren und Zitaten aus der »Stuttgarter Zeitung«, der »Hannoverschen Allgemeinen«, der »FAZ« und der »Quick«. Wenn diese Blätter und der vom »Spiegel« zitierte »Bitburger Kneipenwirt« den »hiesigen linken Kulturbetrieb« repräsentieren, hat Pohrt den Beweis erbracht. Wenn sie es nicht tun, dann er etwas ganz anderes bewiesen: Daß ihm (und dem Redakteur der »Tageszeitung«, der das Manuskript angenommen hat) vor gar nichts graut und also auch nicht davor, Börsen- und Marxistenpresse in einem als antisemitisch zu denunzieren, wie Hitler sie als jüdisch verfolgt hat, wenn nur der Widerstand gegen die imperialistische Politik der USA (und ihrer Bonner Verbündeten) als Ausdruck faschistischen Ressentiments erscheinen kann. Schade um Wolfgang Pohrt.

Konkret 06/85, S. 16

Karl Pawek

Die Linke in der BRD: überholt, ohnmächtig, korrumpiert

Vermächtnis und Abrechnung eines Achtundsechzigers, der als Linker erfahren mußte, daß die Linke sich aufgegeben und angepaßt hat, es sich wohlergehen läßt auf Kosten der Dritten Welt: »Weltpolitisch treten große Teile der BRD-Linken als Komplizen, zumindest Nutznießer des Kapitals, des Imperialismus auf: Eine Ahnung dieses Zusammenhanges mag ihre große Spendenfreudigkeit erklären.«

Wir Linke sind wenige in diesem Lande, und nichts deutet darauf hin, daß wir mehr würden. Lange genug haben wir dem wütenden Antikommunismus und seinen Propagandisten, den bürgerlichen Medien, die Schuld gegeben für unsere Schwäche und dabei doch nur in die eigene Tasche gelogen. Die Wahrheit ist, fürchte ich, daß diese bundesdeutsche Linke historisch überholt und daher nur mehr illusionistisch, daß sie ohnmächtig ist, weil korrumpiert.

Linke Politik kann nur im Gegensatz zu einer im eigenen Lande oder anderswo herrschenden Politik definiert werden, denn ihr wesentliches Ziel ist die Veränderung der Herrschaftsverhältnisse zugunsten der Mehrheit einer bislang ausgebeuteten Klasse. Alle anderen Ziele (wie Friedenssicherung, soziale Gerechtigkeit) dienen nur der Verwirklichung dieses einen wichtigen Zieles.

Die Definition ermöglicht es, klar zwischen einer materialistischen Linken und einer idealistischen Pseudolinken (SPD, Grüne, Linkskatholiken) zu unterscheiden. Die Linke bemüht sich um eine materialistische Erklärung der gesellschaftlichen Verhältnisse und um die Verwirklichung der aus ihrer Weltanschauung sich zwingend ergebenden Konsequenzen. Sie ist somit radikal, weil sie die Wurzeln der Verhältnisse und ihrer Erscheinungsformen (bis hin zur Umweltverschmutzung) bloßlegt, um eingreifen, verändern zu können.

Die idealistische Pseudolinke dagegen läßt sich empören, erschüttern, verängstigen durch Symptome. Folglich appelliert sie an die Einsicht aller, fordert ein Umdenken, will Folgen mildern, ohne deren Voraussetzungen zu ändern. Auch Sozialisten und Kommunisten verfallen gelegentlich in diese Haltung, wenn sie die Ursachen von Erscheinungsformen nicht kennen oder falsch einschätzen, wenn sie also z. B. gleichzeitig – wie in der jungen Sowjetunion – eine restriktive Sexualpolitik betreiben *und* den neuen Menschen schaffen wollen. Die Kombination von Idealismus und Macht erzeugt immer Verbote, Einschränkungen und schließlich – nicht nur in der Französischen Revolution war dies der Fall – den Terror.

Fast alle linken politischen Bewegungen in der BRD waren oder sind idealistisch mit einer Ausnahme. Umweltschützer und Friedensbewegte kritisieren aus »unheimlicher Betroffenheit« *(dem* Gefühl der 80er Jahre) einen gefährlichen Zustand der vorhandenen bzw. drohenden Verseuchung, ohne die Herrschaftsverhältnisse grundsätzlich in Frage zu stellen. Angenommen, die Ökologen wären tatsächlich in der Lage, die Bundesrepublik Deutschland nach ihren Vorstellungen zu gestalten, dann hätten wir zwar eine saubere Republik mit grünen Bäumen und ohne Pornografie, nur würde diese Idylle an den Strukturen der Macht genauso wenig ändern wie die Beschneidung am Patriarchat. Ein Umdenken ohne Umorganisation führt nicht aus dem Sumpf heraus.

Wer täglich von neuen Giftstoffen erfährt, die weltweit produziert und wirksam werden, kann noch so viel Energie aufwenden zu ihrer Ächtung, er wird trotzdem immer nur der Entwicklung hinterherrennen. Die Schließung dieser Atomanreicherungsanlage und jener Düngemittelfabrik, das Verbot von Holzschutzmitteln und Kunststoffen wäre nur sinnvoll unter zwei illusionären Voraussetzungen: Die Wirtschaft müßte vernünftig organisiert und die Zahl der Schadstoffe bekannt und begrenzt sein. Doch nicht Rationalität, sondern Profiterwartungen bestimmen den Gang der Wirtschaft, und auf jeden entdeckten Schadstoff kommt ein Vielfaches an neu erfundenen und unberechenbaren Verbindungen. So teilen Umweltschützer das Schicksal des tragischen Königs Sisyphus.

Da die Gefährlichkeit neuer Technologien nicht in der experimentellen Neugierde ihrer Erfinder liegt, sondern aus den kapitalistischen (und den aufgezwungenen staatssozialistischen) Zwängen ihrer Verwertung stammt, kann keine Rück-, Ein- oder Vorsicht daran etwas ändern. Notwendig wäre eine radikale Umgestaltung der ökonomischen Verhältnisse im Westen.

Diese aber können sich auch die Fundamentalisten nicht so recht vorstellen, ohne sogleich an das gar schreckliche Elend einer sozialistischen Planwirtschaft denken zu müssen – absurderweise zu einem Zeitpunkt, an dem sich die Vorteile einer Planwirtschaft auch in der Realität abzuzeichnen beginnen. Die Fundamentalisten streben zwar nach eigenem Bekunden »eine grundlegende Veränderung der Gesellschaft« an, daß diese Veränderung aber ausgerechnet mit Hilfe der Kleinbauern erfolgen soll, läßt wenig hoffen, mehr befürchten. Denn die Opposition dieses Teils der Grünen ist zwar total, doch fundamental nur insoweit, als deren Fundament die Ideologie des ehrlichen und aufrechten Kleinbürgers ist. Von Radikalität findet sich keine Spur. Andererseits scheuen sie das Abgleiten in Reformpositionen, wollen nicht eingebunden werden, sondern Potential bleiben, eine Sammlungsbewegung aller Unzufriedenen, deren politisches Schicksal es sein

wird, benutzt zu werden. So trägt die grüne Bewegung in sich die Keime einer erneuerten Sozialdemokratie und einer neuen Reaktion.

Wenig hoffnungsvoller ist es um jene Mehrheit in der Friedensbewegung bestellt, die in der Waffe allgemein und nicht in den besonderen, eine Waffe benutzenden Interessen eine mögliche Gefahr erkennt und daher nicht zwischen einer Pershing und einer SS-20 zu differenzieren weiß. Der rührende Kinderstubenpazifismus hat nicht die Spielzeugindustrie geschreckt, seine pubertäre Weiterentwicklung wird erst recht nicht die Politik verändern.

Radikal und zukunftsträchtig hingegen ist die Frauenbewegung. Denn unter dem Kulturschutt wiedererweckter Mütterlichkeit und trotz der Rückbesinnung auf weniger weibliche als rollenspezifisch konventionelle Werte haben sich grundlegende Veränderungen vollzogen. Dank der Medizin verfügen Frauen zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte selbstbestimmend und ungefährdet über ihre Fähigkeit, Kinder zu empfangen. So können und werden sie ihre sexuelle Potenz entdecken, ihre Genußfähigkeit, ihre Lust – eine Entwicklung, die jedes Männchen erschaudern ließe, wäre es sich nur ihrer Unermeßlichkeit bewußt. Schließlich gibt es überzeugende Hinweise, daß das Patriarchat aus einem Akt sexueller Notwehr ausgesaugter, ausgepowerter Männchen entstanden ist.

Fallen nicht nur diese biologischen Voraussetzungen weiblicher Domestizierung weg, sondern erobert/gewinnt die Frau auch ihre ökonomische und damit rechtliche, moralische, kulturelle Selbständigkeit, vollzieht sich, gewiß nicht von selbst, doch als Folge materieller Veränderungen (und nicht als Ergebnis edlen Wollens) eine Revolution, deren Folgen nachhaltiger sein werden, als es die Übernahme der Herrschaft durch eine neue Klasse je war.

Tatsächliche gesellschaftliche Veränderungen ereignen sich, bevor es das Bewußtsein merkt. Ideologisch funktioniert die Rollenverteilung noch immer z. B. in der Ablehnung bzw. dem Desinteresse vieler Frauen und verunsicherter, verletzter, unterdrückter Männer gegenüber dem Computer, den neuen Technologien. Ohnmacht, in unserer Zeit eben nicht mehr nur ein weibliches Gefühl der Welterfahrung, läßt die Elektronik unheimlich, unbeherrschbar erscheinen. Aber die Tendenz zur Befreiung der Frau, die nicht nur Selbstbefreiung und schon gar nicht eine Befreiung mittels männlicher Einsicht ist, sondern eine Folge menschlicher Produktivkraft (Wissenschaft, Technologie), ist unaufhaltsam. Veränderte Bedingungen haben einer Ideologie ihre materiellen Grundlagen entzogen – wie weiland dem Feudalismus und dem Bürgertum, wie demnächst dem Kapitalismus (durch die Entwertung menschlicher Arbeitskraft) und wie eines Tages dem Patriarchat. Im Kampf gegen das Gestrige setzt sich das zukunftsträchtige Neue durch, ob es nun gewollt ist oder nicht.

Ist Veränderung das Charakteristikum der Frauenbewegung (sowohl in ihren Ursachen wie in ihren Wirkungen), so kennzeichnet Bewußtwerden, also ein vorpolitischer Akt, die Umwelt- und Friedensbewegung. Nicht zufällig kommt ihnen im Unterschied zur Frauenbewegung nur in den entwickelten Industriestaaten eine große Bedeutung zu. Sehr viele Menschen fühlen sich in diesen Ländern bedroht durch Abgase, Schwermetalle, Strahlen und Waffen, während für die Menschen in den sozialistischen und den südlichen Staaten die Bedrohung vom imperialistischen Kapitalismus ausgeht. Diese existenzbedrohenden Stoffe werden bei uns als verselbständigte erfahren, was sie zweifellos unheimlich macht. Unfähig gehalten, Zusammenhänge zu erkennen und sie zu durchschauen, empfindet der Mensch im Kapitalismus Schadstoffe – und auch Waffen sind nichts anderes – wie drohende Naturkatastrophen. Mit Bittprozessionen und Dämmebau versucht er, die Gefahren abzuwenden.

Selbstverständlich müssen Sozialisten versuchen, diese Erfahrungen von Bedrohung zu nutzen, um ganz und gar unpolitische Ängste in politisches Handeln zu verwandeln. Doch zeichnen sich auch hierbei kaum Erfolge ab, obwohl bei den Opfern kapitalistischer Rücksichtslosigkeit die Voraussetzung jedes politischen Handelns, der Eigennutz, gegeben ist.

Politik bedeutet letztlich immer Arbeit an der Sicherung bzw. Veränderung der eigenen Verhältnisse des politisch Handelnden. Es gibt keine erfolgreiche Politik ohne Notwendigkeit aus Eigennutz, sei diese Notwendigkeit nun nur vermeintlich oder tatsächlich. Und mag ein politisches Programm noch so konsequent, radikal und faszinierend sein, so ist seine Verwirklichung doch immer abhängig vom Widerspruch zwischen Herrschaftsstrukturen, materiellen Bedingungen und deren Erfahren durch die Menschen. Andernfalls (»Hilfreich, gut und edel sei der Mensch« oder »Proletarier aller Länder vereinigt Euch«) verkommt sie zur Predigt, zum Appell, der die Propagandisten ehrt, sie aber nicht vor der tragischen Lächerlichkeit bewahrt. Sache des Kopfes ist die politische Analyse. Ihr sind auch hier und heute – der Ausstoß des bedruckten Papiers beweist es – keine Grenzen gesetzt. Aber nur konkrete Bedürfnisse des Menschen sind die Triebkraft, die zur Anwendung seiner Erkenntnisse führen kann.

Damit nähern wir uns dem eigentlichen Dilemma linker Politik in den kapitalistischen Industriestaaten. Umwelt- und Friedensbewegung sind nicht zufällig im Westeuropa der 70er und 80er Jahre derart zahlreich und bedeutsam geworden. Die Gefahr eines atomaren Infernos bestand bereits in den 50er Jahren, auch Umweltschäden teils katastrophalen Ausmaßes gab es, lange bevor der Begriff Ökologie zum Gemeingut wurde. Damals aber standen (und stehen noch heute in den unterentwickelten Teilen Europas) andere Zielvorstellungen im Vordergrund als Friede und eine gesunde Natur. Der Wunsch nach Konsum bestimmte Arbeit und Leben der meisten Menschen. Essen und Kleidung, Wohnungseinrichtung und

Auto, Eigenheim und Reisen wollen verdient werden, ungeheuer groß war der Nachholbedarf gegenüber dem bewunderten US-amerikanischen Lebensstandard. In dieser dem Wiederaufbau folgenden Anschaffungsphase wurden atomare und chemische Umweltgefahren weitgehend verdrängt. (Nach einer Untersuchung der »Gesellschaft für Sozialforschung und statistische Analysen« werden Umweltschutzprobleme am ehesten von solchen Bürgern wahrgenommen, »die sich auf Grund ihrer sozialen Stellung und ihrer ökonomischen Absicherung um ihre existenzielle Grundversorgung keine Gedanken mehr zu machen brauchen«.) So wurde der Bürger vor Erschrecken grün, als er endlich relativ gesättigt entdecken mußte, daß dieser Wohlstand bedroht ist. Dabei muß ihm unbegreiflich sein und wohl noch lange unbegreiflich bleiben, daß diese Bedrohung seiner Gesundheit und seines Lebens vom selben Kapitalismus ausgeht, der ihm – gedrängt durch mächtige Gewerkschaften und eine rührige Sozialdemokratie – eben diesen Wohlstand verschaR hat. Die Wurzeln der Umweltbedrohung anzugreifen würde bedeuten, die Wurzeln des eigenen Wohlstands zu gefährden.

Nicht ein wütender Antikommunismus hat die Linke so sehr geschwächt**, es** war der Kapitalismus selbst, seine von Marx bis Mies unterschätzte Produktivkraft, Innovationsfähigkeit, Erneuerungspotenz. Als seine hilfreichsten Verbündeten haben sich die moderate Sozialdemokratie und die Gewerkschaften erwiesen, denen es in den zurückliegenden drei Jahrzehnten gelungen ist, in einem relativ erfolgreich geführten Verteilungskampf den Lebensstandard der lohnabhängigen Bevölkerung auf ein bis dahin unerreichtes Niveau zu heben. Die Stärke der Gewerkschaften (im Verteilungskampf), die Stärke der demokratischen Bewegung (in der Kontrolle der Anwendung von Spielregeln) wurden zur Schwäche der Linken. Denn jede soziale Errungenschaft bindet die Begünstigten eher an das System, das diese Errungenschaften ermöglicht, als an jene, die sie erkämpft haben. Aber auch die (west-)europäische Linke, meine ich, partizipiert nicht nur an diesem relativen Wohlstand, sondern ließ sich korrumpieren. Nur wer nicht viel zu verlieren hat, ist bereit, jeden Preis zu zahlen für die Verwirklichung seiner politischen Ziele. Zum Nulltarif aber gibt es bestenfalls den Status quo. Weltpolitisch treten große Teile der BRD-Linken sogar als Komplizen, zumindest Nutznießer des Kapitals, des Imperialismus auf. Eine Ahnung dieses Zusammenhangs mag ihre große Spendenfreudigkeit erklären.

Wer sich nicht weiterhin mit dem Selbstbetrug trösten möchte, die Medien und überhaupt die bösen Verhältnisse seien Schuld an der linken Ohnmacht, oder wer nicht länger durch permanente Beteuerungen der Stärke, durch absurde, weil mikrokosmische Erfolgsbilanzen seine geringe Bedeutung im politischen Geschehen kaschieren möchte, wird sich mit der ökonomischen Wirklichkeit in diesem Land beschäftigen müssen.

Trotz Reallohnverlust und Sozialabbau ist die Zahl der Bundesbürger, die aus wirtschaftlichen Gründen in die DDR, nach Italien oder in die Türkei emigrieren, verschwindend gering. (Häufiger schon ermöglicht Erspartes, Geerbtes ein »Aussteigen«, wie es sich die Angehörigen der herrschenden Klasse auch im 19. Jahrhundert geleistet haben.) Wer wirtschaftliche Not, Verelendung als Charakteristika der BRD-Wirklichkeit darzustellen versucht, muß einige Mühen aufwenden, um Belege für seine überkommene Sichtweise zu finden. Trotz der »Krise« noch immer und wohl auf absehbare Zeit gibt es für die im kapitalistischen Europa lebenden Menschen keinen Grund, kein Bedürfnis, das Risiko einer grundsätzlichen Veränderung der ökonomischen Bedingungen einzugehen. Bausparverträge, Bankguthaben, hochwertige Konsumgüter, Reisemöglichkeiten, Nahrungsmittelqualität, die jährlich jedem Bundesbürger zur Verfügung stehenden Mittel für Kosmetika (DM 138) und Kultur (DM 233), für Religion und Drogen sind erfahr- und damit nicht so leicht widerlegbare Argumente für den Kapitalismus bei uns. Nach 1945 ist es ihm nicht nur in der BRD gelungen, die Menschen von ihrer ökonomischen Existenzangst zu befreien. Sogar die Arbeitslosigkeit wird (noch) eher als ein psychisches Problem, weniger als überlebensbedrohlich empfunden.

Ein Vergleich der Kaufkraft heute ausgezahlter Arbeitslosen- und Sozialhilfe mit der Kaufkraft der Durchschnittslöhne im Deutschen Reich der 20er Jahre oder in irgendeinem Land der Dritten Welt heute könnte falsche Vorstellungen zurechtrücken.

Hier soll nicht das Lob der bestehenden Verhältnisse gesungen werden, aber notwendig scheint mir eine realistische Einschätzung der vorhandenen Existenzbedingungen. Nicht die anklagend präsentierte Obdachlosenbaracke charakterisiert dieses Wirtschaftssystem, sondern das Eigenheim, nicht Nahrungsmittelmangel, sondern überquellende Abfalleimer.

Noch gibt es Klassen und daher Klassenunterschiede in den westlichen Industriestaaten Europas, doch ein Klassenkampf wird zumindest binnenpolitisch in absehbarer Zeit nicht geführt werden. Ein Klassenkampf setzt den Wunsch voraus, etwas haben zu wollen, das die Herrschenden einem vorenthalten.

Hunger, feuchte Wohnlöcher, Unterdrückung, Mißachtung waren starke Triebkräfte der Veränderung. Aber kein Eigenheimbesitzer wird wegen einer Villa, kein Opelfahrer wegen eines Mercedes auf die Barrikaden gehen. Auch wenn sich der Abstand zwischen armen und reichen Bürgern kaum verändert hat seit der Gründerzeit, sind doch die Unterschiede nicht mehr so deutlich sichtbar. Entpersonalisiert haben sich die Eigentumsverhältnisse, das Kapital wurde anonym und damit unfaßbar. Kaum mehr oder nur bei seltenen Gelegenheiten ist die Verfügungsgewalt des Kapitals über Menschen, wie sie früher von jedem Proleten erlitten wurde, vermittelbar. So sehr die Wender eine Umverteilung der Einkommen wünschen, so wenig liegt eine Radikalisierung der Bevölkerung in ihrem Interesse. Lieber werden sie weiterhin

Zugeständnisse machen an die Konsum- und Sicherheitsbedürfnisse der Menschen, als die Kontinuität ihrer Profite zu gefährden. Erst ein attraktiver Sozialismus, dem es planwirtschaftlich weitaus leichter gelingen wird, die Nutzen arbeitssparender Technologien mit der Würde des Menschen zu vereinbaren, könnte die Bundesbürger begehrlich machen. Einstweilen aber und wohl auch noch morgen leben wir in einer der bestausgestatteten Konzernfilialen der Erde und leben nicht schlecht in ihr. Auch wir Linke haben Teil am relativen Wohlstand und damit – ob wir es nun wollen oder nicht – an der Ausbeutung anderer. Denn weder die hierzulande gezahlten Löhne, noch die uns abverlangten Preise sind das Ergebnis ausschließlich binnenwirtschaftlich geführter Verteilungskämpfe. Es sind vielmehr Menschen, die Arbeiter im Süden und Fernen Osten, die uns durch ihre nicht ganz freiwillig äußerst bescheidenen, nur ein Fünfzehntel der BRD-Werte ausmachenden Lohnforderungen (bei ebenfalls äußerst vorteilhafter Preisgestaltung für Rohstoffe) unser Konsumglück ermöglichen. Ihr Hunger, ihre unvorstellbar mißbrauchte Arbeitskraft, ihre Bodenschätze haben den Reichtum Europas geschaffen, seine Industrialisierung ermöglicht.

Jeder verhungerte Neger, jeder zu Tode geschundene Indio starb und stirbt heute noch, auf daß es uns wohl ergehe. Unterernährte, kranke, geschundene Menschen Südamerikas, Asiens und Afrikas finanzieren nicht nur einen großen Teil der immensen Bankprofite in den Industrieländern, sie subventionieren auch fast alle unsere Konsumgüter. Wer sich hierzulande über den günstigen Kauf eines Autos, eines Videorecorders, Hemdes, der Energie oder des Kaffees freut, darf doch nicht glauben, an einer von der westdeutschen Arbeiterbewegung erzwungenen Verringerung der Profitrate zu profitieren. Er genießt nur die Vorteile des Imperialismus, der andere zwingt, ihre Arbeitskraft und ihre Produkte unter Wert zu verkaufen.

Ungeheuer ist unsere tägliche Verdrängungsarbeit, wenn wir gegen die NATO demonstrieren und über hohe Ölpreise schimpfen, wenn wir uns als Antiimperialisten den Kaffee schmecken lassen aus Ländern, in der sich die Mehrheit der Bevölkerung keinen Kaffee leisten kann, wenn wir »Yankees raus« rufen und damit alle möglichen Staaten meinen, nur nicht unseren eigenen. Wider Willen zwar, doch durchaus zufrieden mit den Auswirkungen der kapitalistischen Weltwirtschaftsordnung auf unsere eigenen Konsummöglichkeiten haben wir gelernt, uns in der Schizophrenie einzurichten. Für das Gemüt und den Verstand sind wir Linke die Avantgarde des gesellschaftlichen Fortschritts, unser Bauch aber lehrt uns, die bekämpften Verhältnisse zu lieben oder zumindest nichts zu riskieren, das sie oder uns gefährden könnte. Doch auch für uns gilt, daß – so differenziert man es sehen muß – das Sein unser Bewußtsein bestimmt.

Als Komplizen des Kapitals, als Nutznießer des Imperialismus geben wir Linke in den westlichen Industrienationen eine ähnlich lächerliche Figur ab wie einst der sozialrevolutionäre Rentier, der Kleinunternehmer als Antroposoph. Die Linke hat früher sehr wohl gewußt, was sie von diesen Figuren zu halten hatte. Nun repräsentiert sie selbst deren Haltungen.

Unsere Ohnmacht, unsere Mut- und Phantasielosigkeit ist eine Folge unserer Korrumpierbarkeit. Unsere Analysen stehen entweder im Widerspruch zu unserem ökonomischen Sein, oder sie vereinen – z. B. in der Suche nach dem Dritten Weg – Unvereinbares wie einen sozialistischen Überbau bei kleinkapitalistischen Produktionsverhältnissen. Als unterdrückte Unterdrücker, als ausgebeutete Ausbeuter sind wir Beherrschte und Herrscher zugleich. Wir gehören meßbar und nicht nur aus der Sicht der schwarzen, roten und gelben Menschen der Herrschaftsklasse an. Eine antiimperialistische Revolution in den hochentwickelten westlichen Industriestaaten wäre daher die erste Revolution in der Menschheitsgeschichte, in der Revolutionäre antreten würden, ihre eigenen Privilegien abzuschaffen.

Es ist in der Geschichte ein immer wiederkehrender Prozeß, daß sich die Vertreter ehemals fortschrittlicher Positionen durch ökonomisch-technologische Veränderungen, die nicht zuletzt sie selbst bewirkten, im Lager derer wiederfanden, die etwas zu verlieren haben. Wir westeuropäischen Linken scheinen zwar mit unserer Weisheit noch längst nicht am Ende, nur wird uns bald niemand mehr nach ihr fragen, weil wir keine vorantreibende Kraft mehr darstellen in den historischen Auseinandersetzungen.

Doch dürfen wir nicht eine realistische Selbsteinschätzung mit Pessimismus verwechseln. Überholt und irrelevant geworden sind nicht die Ziele linker Politik, die Befreiung aller Menschen von Unterdrückung und Ausbeutung, überholt sind nur viele Strategien zur Verwirklichung des Anspruchs auf Menschenwürde. Die Globalisierung der ökonomischen Verhältnisse, die interkontinentale Erweiterung der Wirtschaftsmärkte machte binnenpolitische Klassenkämpfe undurchführbar. Indem das Kapital einen nicht zu unterschätzenden Teil der Ausbeutung in die südlichen Länder verlagert hat, konnte es seine Stellung in den Mutterländern absichern, festigen. Verteilungskämpfe ersetzen den Klassenkampf. Ausgetragen werden sie auf den Rücken der Schwarzen, Gelben und Braunen. Sie und nicht etwa die westeuropäische und US-amerikanische Bourgeoisie, die großen und kleinen Kapitalisten zwischen Hamburg und Tahiti tragen die Kosten, sondern die Arbeitssklaven in der Dritten Welt. Seit 1945 erleben wir – nur unterbrochen von Krisen, nicht revidiert – eine Phase der Arbeitszeitverkürzung *und* Lohnerhöhung *und* Profitsteigerung. Wer dies nicht für ein Wunder hält, muß erkennen, daß nur Hungerlöhne anderswo den Wohlstand hier ermöglichen.

Unter diesen Bedingungen eines Widerspruchs zwischen den Interessen der lohnabhängigen Bevölkerung hier und in den südlichen Ländern wurde auch der Internationalismus, die Kontinente übergreifende Solidarität zu einem frommen

Wunsch. Linke Politik, also eine Politik der Veränderung, kann zur Zeit nicht auf massenhafte Unterstützung setzen, weil sie – anders als eine Politik der Verhinderung von Fehlentwicklungen – objektiv den Interessen der Mehrheit widerspricht.

Diese Bedingungen freilich werden sich ändern durch die Menschwerdung der Frau, durch die Entwertung der Arbeit, durch die Unabhängigkeitskämpfe in den südlichen Ländern und durch die ökonomischen Erfolge des Sozialismus. Diese Entwicklungen – sieht man von der Frauenbewegung ab, die zumindest eine Hälfte der Bevölkerung direkt betrifft – erlauben uns nur intellektuelles, moralisches, karikatives Engagement. Wir mögen sie noch so sehr gutheißen, letztlich sind sie unsere Sache nicht. Selbst dem Gutwilligsten unter uns ergeht es dabei wie dem einsichtigen Mann als Befürworter weiblicher Emanzipation. Er gibt vor, verändern zu wollen, und kann doch gar nicht anders, als zu versuchen, die Kontrolle zu behalten. (Wie schnell versiegt die Hilfe für Befreiungsbewegungen, sobald diese Maßnahmen ergreifen, die unserem liberalistischen Selbstverständnis widersprechen! Wie brüchig ist die Solidarität mit den sozialistischen Staaten! Wie schlau kämpft jeder für sich um Arbeit und Lohn!)

Spenden wir weiter und mehr, versuchen wir, das Kapital zu schwächen, wo es nur möglich ist, zwingen wir, so vermessen es auch scheinen mag, unsere Regierung, sich den Interessen der US-Administration zu widersetzen, kämpfen wir weiter mit allen Mitteln gegen eine den Sozialismus gefährdende Hochrüstung, aber finden wir auch endlich die Kraft, uns analytisch auf neue politische Fragen und Lösungen vorzubereiten, bevor mit dem westeuropäischen Proletariat auch die sozialistische Bewegung verschwindet. Karl Marx hat uns ein effektives Instrumentarium gegeben, nutzen wir es, um die Dinge in den Griff zu bekommen, statt sie auf die alten, zwar bewährten, doch in eine verlassene Gegend führenden Geleise zu schieben. Für einen Neuanfang provoziert vielleicht schon die Einsicht, daß im gegenwärtigen Klassenkampf, im Kampf zwischen den reichen und den armen Ländern, wir nun einmal auf der historisch falschen Seite stehen.

Konkret 06/85, S. 20

Andreas Oswald

Spa□ ins Getriebe gie□ en

Westberliner Beh□ rden, Medien und Unternehmen k□ mpfen gegen einen neuen Feind, der sie l□ cherlich macht: Die F□ lsche versprechen die sch□ nsten Sachen der Welt. Die B□ rger gehorchen

Eines Freitags schwärmte am Wassertorplatz in Berlin-Kreuzberg ein halbes Hundert Briefboten aus. In jeden Haushalt der dortigen Neubausiedlung warfen sie ein Schreiben der Eigentümerin »Gewobag« ein. Die 3.000 Mieter staunten nicht schlecht: Um die Konflikte im Kiez zu entschärfen, sollten sämtliche Mietrückstände erlassen und die Mieten um zehn Prozent gesenkt werden. »Wir bitten Sie, Ihren Dauerauftrag umgehend zu ändern«, hieß es in freundlichem Befehlston.

Der Brief war gefälscht.

Auf die Angestellten der Wohnungsbaugesellschaft kam Arbeit zu. Der zuständige Bearbeiter, Krausche: »Einige Mieter nehmen das für bare Münze«. Bis heute hat die Gewobag noch keinen Überblick über das geänderte Zahlungsverhalten.

Die Briefboten kamen wieder. Diesmal mit einem Brief des Kreuzberger SPD-Vorsitzenden Walter Momper. Darin bekannte er sich zur Fälschung des ersten Schreibens und bot bedrängten Mietern seine Hilfe an. Auch dieser Brief war eine Fälschung.

Für Verwirrung sorgen in Westberlin seit Monaten zahlreiche Fälschertrupps. Kurz vor Weihnachten forderte ein Schreiben des Innensenators Heinrich Lummer die Bürger in seinem Wahlkreis auf, Kleider für die Asylanten zu spenden. Die Spenden sollten dem Pfarrer übergeben werden. Lummer war in der Zwickmühle. Angeregt durch diese medienwirksame Aktion zogen andere Fälschergruppen nach. Post-Aufkleber an den Briefkästen wiesen darauf hin, daß Nacht- und Wochenendleerungen künftig ausfielen, »um die Verkabelung zu finanzieren«. Ein Verkaufsplakat von Springers »Morgenpost« verkündete eines Morgens, daß die Bundesregierung doch tatsächlich eine »Zusammenlegung der Hungerstreikenden« erwäge, ein Brief des Senators für Soziales warnte den Einzelhandel vor gefälschten Wertgutscheinen für Asylanten. Erkennungsmerkmal sei ein kleines Emblem »Geschlossene Hand mit ausgestrecktem Mittelfinger«. Dieser Brief sollte von gefälschten Wertgutscheinen ablenken, die dieses Merkmal nicht haben. Arbeitslose Jugendliche aßen im Nobel-Hotel Kempinski und zeigten dem verdutzten Ober eine Einladung des Regierenden Bürgermeisters Diepgen, der sich zufällig ebenfalls gerade in dem Etablissement aufhielt. Diepgen explodierte.

Mitunter stahlen sich auch schon mal Fälscher-Trupps gegenseitig die Show. Am gleichen Tag, an dem der Momper-Brief verteilt wurde, ging noch ein anderes Flugblatt um. Die Bürger sollten über die Einführung eines zusätzlichen Feiertages abstimmen, wahlweise »Sedanstag« oder »Ramadan«. Befürworter sollten den Zettel einfach mit in den Umschlag für die Abgeordnetenhauswahlen stecken.

Die Polizei gibt ungern Statements ab, um das Thema nicht zusätzlich anzuheizen. Ihrer Meinung nach handelt es sich bei den Fälschern um Leute, die ihre Mätzchen nur deshalb machen, damit sie am nächsten Tag in der Zeitung stehen. Doch der Innensenator sieht Gefahren. »Hier soll wieder Verunsicherung und Verwirrung in der Bevölkerung gestiftet werden«, wetterte er unlängst.

Die Fälscher greifen in einen sensiblen Bereich ein, der für hochentwickelte Gesellschaften äußerst wichtig ist: die Verbindlichkeit sozialer und bürokratischer Beziehungen. Amtliche Anordnungen üben nur dann ihre herrschaftliche Wirkung aus, wenn sie geglaubt und ernstgenommen werden. »Verwirrung« und »Verunsicherung« über die Echtheit einer Mitteilung oder eines Befehls untergräbt die Autorität. Doch bevor die Verwirrung der Bevölkerung so groß ist, daß sie echt und falsch nicht mehr unterscheiden kann, macht sich die Fälscher-Guerilla eine Schwäche zunutze, die sie eigentlich beseitigen will: der willenlose Gehorsam des Untertanen. Sie geben dem Bürger einen Befehl im Namen einer anerkannten Autorität. Und der Bürger verhält sich subversiv zur Autorität, indem er ihr gehorcht. Doch die Falsifikate bewirken noch mehr! Sie säen Mißtrauen unter den Bürokraten selbst. SPD-Mann Momper hatte einige Mühe, die Gewobag und die Geschäftsführung der eigenen Partei von seiner Unschuld zu überzeugen. Erst als er Strafanzeige gegen unbekannt stellte – »Mein bürokratischer Gegenbeweis« (Momper) – war die Sache aus der Welt.

Der Beifall in der Szene ist beschränkt. »Manche empfinden Abscheu über die kaltblütige Planung unserer Späße«, meint ein Fälscher, »aber die haben nur ihre biedere Ehrlichkeit und ihre abgestandenen Strategien im Kopf«. Doch auch eine Opposition ist auf Glaubwürdigkeit angewiesen. Wenn ihre Informationen über Umweltzerstörung und Kriegsvorbereitung nur noch als Desinformation und Zwecklüge angesehen werden, bekommt sie einen schweren Stand.

Als simple Aufklärungsgegner lassen sich die Fälscher nicht abstempeln. Mit amtlichen Zivilschutzbriefen wurde die Bevölkerung nicht nur geängstigt, sondern auch darüber informiert, für wen die wenigen Bunkerplätze reserviert sind, und ein Scherz mit der Springer-Presse gelang zum Lehrstück: Auf einer Versammlung im Berliner Alternativ-Zentrum »Mehringhof« lauschten die Zuhörer gespannt einem Tonband, von dem angeblich die Worte des AL-Prominenten Dieter Kunzelmann ertönten. Der Sprecher rief zu massiven Störungen der Wahlen auf. Springers »Morgenpost« fiel rein und

produzierte anderntags in großer Aufmachung eine blamable Zeitungsente. Kunzelmann, für seine eigenen Späße berühmt, lobte die gefälschte Rede und erwirkte, um die Springer-Blamage auszukosten, eine Gegendarstellung vor Gericht.

Dort hatte ein Redakteur in seiner Not den Verfassungsschutz als zuverlässige Quelle genannt, was der Innensenator als oberster Dienstherr nicht auf sich sitzen ließ und energisch bestritt. Der Medienrummel sorgte wochenlang für Heiterkeit. »Die Springer-Presse ist eine ideale Ergänzung für uns«, witzelte der Urheber der Fälschung, »auch sie geht eher spielerisch mit der Wahrheit um«.

Kasten konkret-Interview auf Seite 21

»Eulenspiegel ist nicht die CIA«

Ein Fälscher gibt Auskunft mit beschränkter Haftung

KONKRET: Du hast dich mit deinen Freunden aufs Fälschen spezialisiert. Warum?

Bruno: Wir wollen den Aufruhr um eine spaßige Facette bereichern.

KONKRET: Aufruhr gibt es zur Zeit wenig.

Bruno: In Zeiten ohne soziale Bewegung muß man sich ein paar neue Tricks einfallen lassen.

KONKRET: Ist eure Strategie ein Ersatz für soziale Bewegungen?

Bruno: Unsere Methoden sind für soziale Bewegungen hervorragend geeignet. Beim Streik um die 35-Stunden-Woche wurden Streikbrecher durch ein gefälschtes internes Schreiben der Betriebsleitung demoralisiert, wonach Streikbrecher noch einem erfolgreichen Streik keine Arbeitszeitverkürzung bekommen sollten. Es ist wichtig, daß man Fälscherstrategien vorher fleißig übt, damit sie in der Bewegung voll zur Entfaltung kommen.

KONKRET: Wieviele Leute seid ihr?

Bruno: Wir sind im engeren Kreis fünf Leute. Für Verteileraktionen können wir etwa 60 Leute mobilisieren .

KONKRET: Braucht ihr so viele?

Bruno: Bei der Gewobag-Aktion mußten wir ein Neubau-Viertel komplett abdecken. Das durfte höchstens zehn Minuten dauern, damit die Polizei keine Chance hat.

KONKRET: Seid ihr eine straff organisierte Gruppe?

Bruno: Bewußt nicht. Mitgliederlisten und feste Treffs nützen nur dem Feind. Wir wollen auch nicht größer werden. Andere Gruppen sollen durch unsere Aktionen angeregt werden, ähnliches zu versuchen.

KONKRET: Arbeitet ihr streng konspirativ?

Bruno: Am Telefon wird grundsätzlich nichts besprochen. Auch nicht verschlüsselt. Selbst gute Freunde wissen nichts. Die lesen die Zeitung, schwärmen von unseren tollen Aktionen, und ich denk mir meinen Teil.

KONKRET: Wo laßt ihr drucken?

Bruno: In einer normalen bürgerlichen Druckerei.

KONKRET: Willst du der Polizei eine falsche Fährte legen?

Bruno: Nein.

KONKRET: Welchen Erfolg hat eure Strategie?

Bruno: Wir tricksen Bürokraten aus, geben sie dem Gespött der Leute preis und zwingen Leute zum Nachdenken. Die Bürokratie ist vollkommen wehrlos, sie kann nur versuchen, zu dementieren.

KONKRET: Und dann?

Bruno: Ein Dementi macht die Sache überhaupt erst heiß. Die Leute können sich doch auf den Standpunkt stellen, daß das Dementi nicht echter aussieht, als die vorausgegangene Fälschung .

KONKRET: Doch die Bürokratie könnt ihr so schnell nicht in die Knie zwingen.

Bruno: Die Bürokratie meint, sie sei stark. Dabei funktioniert sie nur, gerade weil ihre Regeln andauernd umgangen werden. Ein Industriebetrieb kommt zum Erliegen, wenn alle arbeitsorganisatorischen Vorschriften eingehalten werden. Das weiß jeder Arbeiter und jeder Untertan: Wenn man die Vorschrift befolgt, kann einem niemand an den Kragen. Darauf

beruht nicht nur ein gewerkschaftlicher Bummelstreik, sondern auch die alltägliche Arbeitsverweigerung und unsere Methode.

KONKRET: Den großen Schlag habt ihr noch nicht geführt.

Bruno: Für uns ist das Ganze noch ein Experimentierfeld, um Wirkung und Reaktionen zu testen.

KONKRET: Ihr findet euch wohl sehr gefährlich.

Bruno: Abwarten Junge. Eine gefälschte KONKRET-Ausgabe ist für uns kein Problem.

KONKRET: Das würde KONKRET wohl kaum ruinieren.

Bruno: Und wenn wir anschließend eine Presseerklärung rausgeben, die Fälschung sei aus eurem Werbeetat finanziert, weil ihr mal wieder in die Schlagzeilen wollt?

KONKRET: Warum habt ihr euch den prominenten Berliner SPD-Linken Momper als Opfer ausgesucht?

Bruno: Wir wollten ihn zwingen daß er sich um die Mieter in dieser Neubausiedlung kümmert. Ein bißchen mehr Streß kann dem lieben Mann nichts schaden.

KONKRET: Momper will langfristig eine rot-grüne Koalition in Berlin .

Bruno: Die wollen wir nicht.

KONKRET: Ehrliche Aufklärung hat bisher immer noch am meisten gebracht.

Bruno: (lacht) Wem?

KONKRET: Übernehmt ihr nicht voll die fragwürdigen Methoden des Gegners?

Bruno: Nein. Eulenspiegel ist nicht die CIA.

Konkret 06/85, S. 22

Sabine Rosenbladt

Mit Gott, ohne Kommunismus

Grenzenlos sind die Mittel der Contras in ihrem Kampf gegen das sandinistische Nicaragua: sie morden, brandschatzen, plündern. Grenzenlos sind auch die finanziellen Mittel, die den Contras aus den USA zufließen. Wenn die staatlichen US-Gelder ausbleiben, dann springen Privatorganisationen ein.

Der Mann schaufelte mit bloßen Händen ein flaches Grab in den Waldboden. Dann aß er etwas Trockenmilch, bekreuzigte sich und legte sich hinein. Ein Contra kniete sich auf seine Brust und stieß ihm ein Jagdmesser in die Kehle . Ein anderer schlitzte ihm die Halsschlagader und die Bauchvene auf. Als er sich nicht mehr bewegte, scharrte der Trupp das Grab zu und marschierte weiter.

Der Mord geschah am 7. Januar 1985 im nördlichen Nicaragua, kurz hinter der honduranischen Grenze. Und im Gegensatz zu anderen Contra-Morden gab es diesmal einen Augenzeugen, der das Geschehen filmte: Frank Wohl, 21, US-Amerikaner und konservativer Student der Northwestern University, war seit vier Monaten als »Non-Kombattant« mit dieser Contra-Einheit unterwegs gewesen. Er habe zuerst nicht glauben wollen, daß der Mann umgebracht werden sollte, erzählte er »Newsweek«. Aber als er ihn das Grab schaufeln sah, habe er um Fotografiererlaubnis gebeten. Wohl: »Wenn wir ihn freigelassen hätten, könnte er unsere Position verraten haben – und dann wäre ich auch getötet worden. Die Sandinisten hätten mich liebend gerne erschossen und behauptet, daß ich – ein Amerikaner – Söldner gewesen sei.«

Auch die blutige Todesart konnte Wohl erklären: Sandinistische Truppen seien in der Nähe gewesen, und so habe man den Gefangenen, einen »Verräter«, eben geräuschlos umbringen müssen.

Nicht nur »Newsweek«, das die Fotos am 29. April veröffentlichte, fühlte sich an andere grauenhafte Kriegsbilder wie etwa das des Polizeichefs Nguyen Ngoc Loan erinnert, der 1968 auf einer Saigoner Straße fotografiert wurde, als er einen Vietcong erschoß.

»Sind die Contras Helden oder Terroristen?« fragte das Magazin zweifelnd, das sich bisher noch stets der Reaganschen Interpretation (»Freiheitskämpfer«) angeschlossen hatte.

Es war nicht die erste Nachricht von Contra-Greueln, die die amerikanische Öffentlichkeit schockierte. Am 4. Dezember 1984 legten Mitglieder der Bürgerrechtsorganisation »Center of Constitutional Rights« dem Geheimdienst-Unterausschuß des Repräsentantenhauses eine umfangreiche Liste von Zeugenaussagen über Massaker der Contras an der nicaraguanischen Zivilbevölkerung vor. Auszüge:

- Am 11. August 1982 schnitt eine Contra-Bande neun Bauern in der Nähe von Bocana de Paiwas die Kehlen durch. Die Tochter des Opfers, Alberto Rodriguez beobachtete, wie einer der Männer das Blut mit den Händen auffing und trank.
- Am 24. Juli griff ein Trupp von ca. 100 Männern das Dorf San Francisco de Guajiniquilapa an. 15 schlecht bewaffnete Milizionäre versuchten, das Dorf zu verteidigen. Als sie keine Munition mehr hatten, wurden sie zu Tode bajonettiert. Unter den Toten war ein 14jähriger Junge, dem die Contras die Eingeweide herausgerissen hatten, bevor sie ihn erschossen.
- Am 18. Oktober 1983 wurde das Dorf Pantasma im Department Jinotega überfallen und 47 Einwohner wurden umgebracht; unter ihnen war auch der Lehrer Julio Navoa, dem Augen und Fingernägel herausgerissen worden waren, bevor man ihn an einem Mangobaum aufhängte.
- Im April 1984 ermordeten die Contras 37 Einwohner von Waslala, darunter den Polizisten Teofilio Jose Mejia, dessen Leiche von seiner Frau gefunden wurde: Sie war übersät mit Messerstichen, die Augen waren ausgestochen und in den Rücken war ein großes Kreuz geschnitten – die Contras nennen sich nämlich »christliche Guerilleros«.
- Im Oktober 1982 wurde in Nueva Segovia der Laienpriester Ricardo Blandon mit seinen fünf Söhnen von einer 60köpfigen Gruppe umgebracht. Blandon mußte zusehen, wie seinen Söhnen die Hoden und die Ohren abgeschnitten wurden. Dann schlitzten die Contras allen die Kehlen durch. Von Oktober 1982 bis Mai 1983 wurden in dieser Gegend vier andere Laienpriester ermordet: An ihre Häuser schrieben die Contras nach dem Gemetzel die Parole: »Mit Gott, ohne Kommunismus« .
- Am 7. Januar 1983 wurde das Ehepaar Felipe und Mary Barreda aus Esteli nach Honduras geschleppt, in einem Contra-Lager fünf Tage lang gefoltert, bis ihre Körper eine einzige blutige Masse waren, und dann erschossen.

Am 31. August 1983 wurden in El Guayaba neun Menschen ermordet, unter ihnen ein 14jähriges Mädchen, das stundenlang vergewaltigt und dann geköpft wurde.

Dies ist nur ein kleiner Teil der bezeugten Grausamkeiten. Nach Angaben der nicaraguanischen Botschaft in Washington wurden seit 1981 von den Contras 854 Menschen ermordet, darunter 436 Bauern und 89 Lehrer. Insgesamt starben im unerklärten Krieg der USA gegen Nicaragua bisher mehr als 8000 Nicaraguaner. Der materielle Schaden der Attacken beläuft sich auf rund 400 Millionen Dollar.

Nicht nur der US-Kongreß scheint sich mittlerweile zu fragen, ob Präsident Reagan vielleicht auf die Indianer-Massaker der amerikanischen Geschichte anspielte, als er die Contras kürzlich »das moralische Äquivalent unserer Gründerväter« nannte. Wer sind die »Contras«?

Im März dieses Jahre erschien im konservativen »Wall Street Journal« ein zweiteiliger Bericht der Journalisten David Ignatius und David Rogers, der die antisandinistischen Kämpfer der FDN (Fuerza Democratica Nicaraguense) schonungslos als US-Söldner beschreibt und die Geschichte des CIA-Krieges aufdeckt.

»Das Projekt«, wie das Contra-Programm laut Ignatius und Rogers in CIA-Kreisen genannt wird, entstand im Frühjahr 1981: Im Nationalen Sicherheitsrat war man sich einig, daß gegen das »zweite Kuba« Nicaragua etwas unternommen werden müsse. Und man entschied sich, diese heikle Aufgabe der CIA zu übertragen – kein »offener«, sondern ein »verdeckter« Krieg sollte es sein, vor der Öffentlichkeit gerechtfertigt durch die Notwendigkeit, »Waffenlieferungen« der Sandinisten an die Guerilla in El Salvador zu unterbinden.

CIA-Chef William Casey bildete einen Stab, dessen Leitung er dem Hardliner Duane »Dewey« Clarridge übertrug. Weil die alten »Covert-action«Spezialisten in den 70er Jahren großenteils entlassen worden waren, mußte eine neue Abteilung für verdeckte Aktivitäten geschaffen werden; teilweise wurden auch paramilitärische Pensionäre von damals wieder ausfindig gemacht und erhielten Ein-Jahres-Verträge. Koordiniert wurde das Programm in Washington von einer »RIG« (Restricted Interagency Group) genannten Gruppe unter Vorsitz von Staatssekretär Thomas Enders, später von Langhorne Motley.

Der Plan, von Präsident Reagan im November 1981 gebilligt, sah ursprünglich eine Dreiteilung der Aufgaben vor: »Amerikanisches Geld, argentinische Ausbilder und Gebiet in Honduras, um eine Guerilla-Armee zu schaffen, die sich FDN nennt«, so Ignatius/Rogers im »Wall Street Journal«. Die argentinischen Militärausbilder, deren Chef Osvaldo Ribeiro, genannt »La Ballita« (kleine Kugel), bald eine stadtbekannte Figur in der honduranischen Hauptstadt Tegucigalpa wurde, erwiesen sich jedoch als Fehlschlag und wurden bald durch US-amerikanische Green Berets ersetzt.

Während die »Agency« begann, Schiffe, Flugzeuge und Helikopter für die geheime Söldnerstreitmacht anzuschaffen, reiste Dewey Clarridge nach Miami, um bei den dortigen Exil-Nicaraguanern die »politische Führung« der FDN auszusuchen. Edgar Chamorro, Ex-FDN-Chef, erinnert sich, daß eines Tages bei ihm ein »Tony Feldman« vorsprach. Feldman – alias Clarridge – , so Chamorro, »sagte, er komme von der US-Regierung. Er sagte, der Präsident sei daran interessiert, eine Lösung für das Problem zu finden. Er sagte, die Sandinisten müßten weg.«

Die handverlesene neue FDN-Führung – Chef: der Geschäftsmann Adolfo Catero – wurde der Presse am 7. Dezember 1982 vorgestellt. Feldman, so Chamorro, hatte den FDN-Chefs sogar einen Lear Jet versprochen, damit sie am Wochenende vom »Feld« in Honduras nach Miami zu ihren Familien fliegen konnten – doch sie zogen es mehrheitlich vor, der Front ganz fernzubleiben und lieber in Florida »Politik« zu machen. Im März 1983 organisierte die CIA für sie eine Public Relations-Tour nach Europa: »Jeder Führer bekam für den Europa-Trip 150 Dollar Spesen pro Tag, die ihm in einer sich beulenden Aktentasche überreicht wurden,« erzählte Chamorro dem »Wall Street Journal«. Er und die anderen FDN-Chefs erhielten von der CIA ein »Monatsgehalt« von 2000 Dollar.

In Honduras bauten Feldman/Clarridges' Angestellte derweil die »Guerilla-Armee« der FDN auf. Bis zum Frühjahr 1983 bestand sie aus 7000 Mann, die laut Chamorro einen täglichen Sold von einem Dollar bekamen. Das Geld für die »Freiheitskämpfer« – 3000 Dollar pro Monat – kam alle zwei Wochen in bar in Tegucigalpa an: Große Kisten gefüllt mit Dollars, honduranischen Lempiras und nicaraguanischen Cordobas. Heute besteht die FDN-Armee aus rund 15.000 Kämpfern, die in mehreren Lagern entlang der honduranisch-nicaraguanischen Grenze stationiert sind. Präsident Reagan möchte sie auf 20.000-25 .000 Mann aufstocken lassen, was der Kongreß bisher verhindert hat.

Edgar Chamorro, Sproß einer sehr bekannten nicaraguanischen Familie, war vom CIA angeworben worden, weil er als einer der wenigen Exilanten nichts mit dem Somoza-Regime zu tun hatte. Vor einem Jahr wurde er aus der FDN-Führung ausgeschlossen, weil er öffentlich die Grausamkeiten der FDN-Contras angeprangert hatte. Chamorro war es freilich auch, der zusammen mit dem Korea- und Vietnam-Veteranen John Kirkpatrick das CIA-Handbuch über »psychologische Kriegsführung« und »Sabotage« verfaßte: Exemplare dieses Handbuchs, einer Anleitung zu Mord, Wirtschaftssabotage und

Massenmanipulation, tauchten im letzten Jahr an einigen Orten in Nicaragua auf und verursachten einen weltweiten Skandal.

John Kirkpatrick, so das »Wall Street Journal«, liebt es, sich ganz in schwarz zu kleiden und sich selbst den »Priester des Todes« zu nennen. Bei den Contras hieß er »der Schiedsrichter«. Dewey Clarridge wiederum trägt am liebsten Safari-Uniformen und hat seinen Jeep mit einem Grenada-Aufkleber versehen, auf dem steht: »Als nächstes Nicaragua.« Seit kurzem ist Clarridge Chef der Europa-Abteilung- und Kollegen berichteten dem »Wall Street Journal«, daß er gebeten wurde, seinen Wagen mit dem Aufkleber im CIA-Hauptquartier Langley bitte unauffällig zu parken .

Als der US-Kongreß in diesem April dem Präsidenten zum dritten Mal eine weitere Finanzierung der Contras verweigerte, sah es so aus, als ob die CIA ihre Marionettenarmee mangels Zahlungsfähigkeit entlassen und den »Freiheitskampf« einstellen müßte. In Wirklichkeit war jedoch längst vorgesorgt: Der Krieg gegen Nicaragua ist mittlerweile »privatisiert«, wie US-Zeitungen schrieben. Das bedeutet, daß die FDN-Killer heute von ultrarechten Privatorganisationen in den USA über Spenden finanziert werden.

Diesen Privatorganisationen ist gemein, daß sie alle mehr oder weniger intensiv mit der Reaganschen Administration verflochten sind. Zum Beispiel die »Americares-Stiftung« des Ordens der »Ritter von Malta«: Nach eigenen Angaben hat die Stiftung bisher mehr als 14 Millionen Dollar an »medizinischer Hilfe« an Regierungshospitäler in El Salvador und Guatemala und 680.000 Dollar an Miskitos, die gegen die Sandinisten kämpfen, geschickt. Im Vorstand der US-amerikanischen »Ritter von Malta« sitzt Prescott Bush jr., der Bruder von Vizepräsident Bush. Zu den Mitgliedern gehören CIA-Direktor William Casey und Reagans früherer Außenminister Alexander Haig, Ehrenvorstandsmitglied ist der ehemalige Sicherheitsberater Zbigniew Brzezinski. In Honduras werden die eingehenden Spenden von dem guatemaltekischen Kaffeefarmer Alejos verwaltet; Alejos stellte 1960 seine Farm in Guatemala der CIA zur Verfügung die dort etliche tausend Exilkubaner für die Schweinebucht-Invasion militärisch trainierte.

Mindestens 7 Millionen Dollar an Sachspenden schickte das »Christian Broadcasting Network«, Virginia. Die »Friends of the Americas Foundation« des Abgeordneten von Louisiana, Lous Jenkins, durften ihre Lebensmittelspenden sogar mit Flugzeugen der Air Force nach Honduras transportieren lassen. Die Herausgeber des US-Söldnermagazins »Soldier of Fortune«, deren Reporter mit den Contras auf Killer-Streifzüge zu gehen pflegen, sammeln seit Monaten Militärstiefel und Uniformen für die Contras und haben über die neugegründete Organisation »Refugee Relief International« bereits 4,5 Millionen Dollar für »humanitäre Hilfe« zusammengebracht.

Und Anfang Mai kündigte die »Washington Times« des ultrarechten Sektengründers Suyng Moon an, daß sie die vom Kongreß verweigerten 14 Millionen Dollar an Contra-Hilfe in einer gigantischen Spendenaktion sammeln wolle. Koordinatorin der Aktion soll laut Ankündigung von Chefredakteur Arnaud de Borchgrave (ein bekannter CIA-Journalist) niemand anders als Jeane Kirkpatrick werden, Ronald Reagans frühere rechtsradikale Vertreterin bei den Vereinigten Nationen. Da Spendensammeln für Waffen in den USA verboten ist, solle die Summe für »Medizin, Lebensmittel und Kleider« gesammelt werden. Kommentar von FDN-Sprecher Bosco Matamoros: Das Geld werde in jedem Fall »Mittel für anderen Nachschub«.

Eine Studie für den Unterausschuß für Rüstungskontrolle und Außenpolitik des Kongresses enthüllte jetzt auch, wer die Guerilleros sind, die von der »Moral Majority« der USA so liebevoll unterstützt werden: 46 der 48 militärischen Chefs der FDN, so der Bericht, seien ehemalige Mitglieder des Generalstabs, vier von fünf Zentral-Kommandeuren, sechs von sieben Regionalkommandeuren und wahrscheinlich alle Kampfgruppen-Chefs sowie der oberste militärische Kommandeur, Enrique Bermudez.

- Hauptmann Hugo Villagra Gutierrez (Tarnname: Visaje Gongora, zu deutsch: feistes Gesicht), der Leiter der FDN-Militärschule in Honduras, trat der Nationalgarde 1964 bei. Er erhielt seine militärische Ausbildung in den USA und im US-Camp Fort Gulick in Panama.
- Leutnant Edgar Flores (Tarname: Abel) ist der Geheimdienstchef der FDN. Militärische Ausbildung in Fort Gulick, in den letzten Tagen des Somoza-Regimes Kommandeur der Nordzone. Erhielt Asyl in der Botschaft Kolumbiens.
- Major Emilio Echeverria Mejia (Tarnname: Fierro, Brandeisen) ist seit 1982 FDNEinsatz-Chef, davor war er Truppenchef. Er trat der Nationalgarde 1961 bei. Ausbildung in Fort Gulick. 1976 zum Hauptmann ernannt.
- Hauptmann Mario Ramon Morales ist der Personalchef der FDN. Er wurde 1952 Mitglied der Nationalgarde und wurde in den USA in Fallschirmspringen, Artillerie und Infanterie ausgebildet. Wurde von den Sandinisten gefangengenommen und nach Costa Rica entlassen.

Leutnant Armando Lopez Ibarguen ist einer der Verantwortlichen für den Überfall auf das Dorf San Francisco des Norte im Juli 1982, bei dem 14 Bauern umgebracht wurden. Tarnname: El Viejo, der Alte. Mitglied der Nationalgarde seit 1957. Ausbildung in Fort Gulick.

- Leutnant Jose Francisco Ruiz Castellanos ist seit 1982 Chef der FDN-Kampftruppen. Verantwortlich für den Überfall auf San Jose de las Mulas am 25. Januar 1983, bei dem 17 Jungen der Sandinistischen Jugendbewegung ermordet wurden. Graduierter der Nicaraguanischen Militärakademie 1975, Ausbildung in Panama.
- Leutnant Walter Calderon Lopez ist seit 1982 Mitglied des Generalstabs. Verließ die Militärakademie 1975 und wurde im selben Jahr Mitglied der Nationalgarde. Drei Kurse in Panama. 1979 gehörte er zum Elitebattaillon »General Somoza«. Tarnname: Todo, alles.

Die anderen Mitglieder des FDN-Generalstabs sind: Justiano Rafael Perez Salaz, früheres Lehrkörper-Mitglied der Infanterieschule, Steadman Fagoth, früher Geheimdienst-Agent des Somoza-Regimes, Ricardo Lau, früher Mitglied der Nationalgarde, und Francisco Rivera, ebenfalls Nationalgardist.

Wie man sieht, hatte die CIA gewisse Schwierigkeiten mit der mehrfach angekündigten »Säuberung« der FDN von ehemaligen Killern Somozas. In der Tat macht es ja wohl auch keinen Unterschied, ob der Chef dieser Truppe Anastasio Somoza oder William Casey heißt»Dies war kein Kampf. Dies war Banditentum. Sie morden, kidnappen, vergewaltigen routinemäßig Zivilisten«. Jose Efren Martinez Mondragon, der das Anfang Mai der Weltpresse verkündete, muß es wissen. Denn bevor er Ende März um politisches Asyl in der mexikanischen Botschaft von Tegucigalpa bat, war er selbst jahrelang FDN-Söldner gewesen. »Alle diese Grausamkeiten,« so das »Center of Constitutional Rights« in der Anhörung von dem Kongreß, »sind ausgeführt worden von US-trainierten Söldnern, mit von den USA gelieferten Waffen und mit Nachschub, der aus den USA eingeflogen wurde. Wenn die USA dafür keine Verantwortung tragen – wer dann?«

Kasten Seite 25

»Die Botschaft in Bonn läuft Willy Brandt an«

Was die Herren Kremp, Löwenthal, Mertes, Warnke und Co. über die Wahlen in Nicaragua verbreiten – »undemokratische Farce«, »Scheinwahlen« und was der Lügen mehr sind – wird in Washington verfaßt. Ein Hintergrundpapier des Nationalen Sicherheitsrates der USA zum Thema Mittelamerika vom 30. Oktober 1984 – die in Nicaragua fanden am 4. November 1984 statt – zeigt die weltweiten Public-Relations-Bemühungen der Reagan-Administration um die rechte Darstellung des »totalitären Regimes« der Sandinisten. KONKRET veröffentlicht einen Originalauszug aus dem Papier, das enthalten ist in »Das CIA-Handbuch – Dokumente des 'verdeckten Krieges' der USA gegen Nicaragua:, Edition solvador, allende, Duisburg 1985.

»In ausgewählten europäischen und lateinamerikanischen Ländern wurden Kontakte mit bedeutenden und gut informierten nationalen Führern aufgenommen, Regierungs- und Nicht-Regierungsmitgliedern, um öffentliche Erklärungen zu befördern, in denen Wahlen in Nicaragua zum jetzigen Zeitpunkt verurteilt werden. Solche Erklärungen kann man von Regierungsfunktionären, von Führern von politischen Parteien, einschließlich internationaler Parteien wie der Christlich-demokratischen Internationale, von Intellektuellen sowie von kirchlichen und Gewerkschaftsführern erhalten.

Wir haben politische Persönlichkeiten aus den USA ausgewählt, damit sie Kontakt zu Gleichgesinnten in Europa und Lateinamerika aufnehmen, die auf sie hören, diese sollen öffentliche Verlautbarungen herausbringen, in denen sie die Wahlen in Nicaragua kritisieren.

Die US-Gewerkschaften haben Kontakt zu entsprechenden Organisationen in Europa und Lateinamerika aufgenommen, wobei sie um Deklarationen ersucht hoben, die die Wahlen in Nicaragua als Staatsstreich kritisieren.

Wir unterstützen amerikanische Intellektuelle und sympathisierende Akademiker dabei, Kontakt zu Gesinnungsgenossen in Europa und Lateinamerika aufzunehmen, um die Gültigkeit der Wahlen in Nicaragua infragezustellen, oder mit solchen Kollegen, die die nicaraguanische Führung kennen (vor allem aus öffentlichen Erklärungen und Dokumenten), die skeptisch sind, die Wahlen dienten nur der Festigung der Macht, und die ernste Zweifel hinsichtlich des Zeitpunktes der Wahlen hegen, wo sich die Coordinadora und die PLI zurückgezogen haben, und die die Wahlen – vor und nach dem 4. November – genau beobachten werden.

Wir stehen im Einklang mit dem Vatikan, der in seiner jüngsten Erklärung die Kirchenverfolgung in Nicaragua verdammt.

Ausgewählte Botschaften in Europa und Lateinamerika sind emsig bemüht, Schlüsselkontakte herzustellen, um die Wahlen in Nicaragua zu revidieren. Die Kontakte mit der Presse sollen Leitartikel befördern, in denen die Gültigkeit der Wahlen

infragegestellt wird.

Die Botschaft in Bonn läuft Willy Brandt an, um ihn zu einer öffentlichen Erklärung hinsichtlich der nicaraguanischen Verlautbarungen zu bewegen, daß sich die PLI* jetzt aus dem Wahlkampf zurückgezogen hat.«

* Sozialdemokratische Partei Nicaraguas

Konkret 06/85, S. 28

Südafrika

Das weiße Südafrika geht weiter über die Leichen der Schwarzen in Südafrika. Dafür dürfen die Schwarzen jetzt die Weißen lieben, ob sie wollen oder nicht

Bilder: Auf einer weiten, staubigen Straße im flachen Licht des Tages springen in reichlicher Entfernung Schwarze in Gruppen vor und zurück, recken die Fäuste, lassen Steine fliegen, die das Teleobjektiv der Kamera nicht einmal zum Zucken bringen. Dann stieben sie auseinander. Das Tele zittert hinterher. Bruchteile später flitzen die Range Rover und Panzerspähwagen aus dem Rücken der Kamera ins Bild, jagen vor, hetzen die rennenden und stürzenden Menschen. Auch die Kamera geht jetzt mutig vor, sucht sich ihre Opfer. Das sind: »Rassenunruhen«, »bürgerkriegsähnliche Auseinandersetzungen«, »gewalttätige Zusammenrottungen«, »Aufruhr«, »Zwischenfälle«, »Gewaltausbrüche«, »Unrast«. Rassenunruhen? 40 Prozent der Polizisten sind Schwarze. Bürgerkrieg? Ja, bekriegen sich denn die Bürger ob ihres Privilegs, überhaupt die einzigen Bürger zu sein? Volkskrieg.

Wörter: Der Hubschrauber stürzt sich von hoch oben auf die Herde entlassener Bergarbeiter. Der Kameramann hält drauf, der Schatten des Hubschraubers huscht, lässig über Zäune und Absperrungen hüpfend, durch das Bild. Die Markierungen auf dem riesigen Parkplatz sind gebrochen. Die Figuren da unten zwischen den Koffern, Bündeln und Paketen sind zu erkennen, nur wenn man weiß, daß sie da unten sind. Der Hubschrauber traut sich nicht niedriger. Der Zoom der Kamera ist zu kurz. Die Distanz vermittelt die Bedrohung, die von denen ausgeht, die aus der großen Entfernung doch so starr scheinen: »15.000 fristlos entlassene Bergarbeiter abtransportiert«, titelte die sehr deutsche Nachrichtenagentur dpa. Mit derartigen Transporten hat man in dieser Sprache Erfahrung. Der »Abtransport« verlief dann auch »reibungslos«. Immer.

Taten: 1984 wurden 160.000 Schwarze festgenommen und bestraft, weil sie sich gegen das Paß-Gesetz der Weißen vergangen hatten. Knapp 440 jeden Tag, 18 pro Stunde, alle drei Minuten einer. Rund um die Uhr, ein ganzes Jahr lang. 300 Schwarze wurden während der letzten acht Monate von der Polizei erschossen. »Daß die Polizeieinsätze gegen schwarze Demonstranten in Südafrika dermaßen viele Todesopfer fordern, hängt mit dem Vorgehen der Ordnungshüter zusammen, die Manifestanten nur selten mit Knüppel oder Peitsche zu Leibe rücken, sondern in der Regel Gummigeschosse, Schrot und normale Gewehrmunition gebrauchen«, schreibt, jedes Wort ein Peitschenknall, die »Neue Zürcher Zeitung«. 17 der insgesamt 20 Toten des Polizeiüberfalls am 21. März in Langa bei Uitenhage sind von hinten erschossen worden. Zehn durch Kopfschüsse.

Strafen: Die Weißen sind nicht genug, alle sollen miteinander geschlechtliche Beziehungen unterhalten und gegeneinander heiraten dürfen. 4,7 Millionen Weiße und 21,4 Millionen andere. Die Unzucht mit den noch Abhängigen soll straffrei werden. Das nennt der »Spiegel«: »Apartheid gelockert«. Die getrennten Wohn- und Lebensräume werden beibehalten ebenso wie die rassische Einordnung eines jeden und damit seine Zuordnung in ein Reservat. Desmond Tutu hält alles für möglich: »Erinnert euch daran, wie die Kollaborateure nach dem Krieg in Frankreich behandelt worden sind. Hier hat man sich lange damit abgefunden, sie zu ignorieren und im Abseits zu belassen. Die jetzige Entwicklung, daß Schwarze auch Schwarze angreifen, beweist nur, daß Wut und Verbitterung ein Niveau erreicht haben, das eine gewaltige Explosion nicht mehr ausschließt. «

Konkret 06/85, S. 30

Dennis Brutus

Aber die Zärtlichkeit wird weiterleben

Und doch werden wir weiterleben;
nicht welken wird die Zärtlichkeit
wenn man sie auch verriet.

Gierige Scheinwerfer krallen sich
in unsere nackten, wehrlosen Schatten;

der monolithische Dekalog faschistischer Verbote
starrt auf unsere Häupter
und bebt vor dem Sturz in den Abgrund;

an morschen Türen dröhnen Stiefeltritte.

Aber wir werden weiterleben,
trotz Trennung, Not, Entbehrung.

Durch asphaltenes Dunkel zischen Patrouillenschlangen
ihre Drohungen gegen unser Leben.

Grauen maßlos, unser Land ist von Terror verwüstet,
ist entstellt und zerrissen
wie wir und unsere Hingabe zerfetzt.

Aber die Zärtlichkeit wird weiterleben.

Konkret 06/85, S. 32

Heinz Neumann

Warten auf ein zweites Wunder von Kanaan

Der Wende-Kurs der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) in der Medienpolitik und Publizistik
Rechtzeitig zum Kirchentag Anfang Juni hat die Evangelische Kirche Deutschlands (EKD) die Wende angesagt. Der mystische heilige Rock ist wieder naher als das Hemd der Unterdrückten und Entrechteten.

Jetzt hat die Wende die Kirche erreicht, die evangelische auch. In Anbetracht der gesellschaftlichen Verzahnungen und Personalunionen zwischen Synoden und Staatsgewalt war das schwerlich zu unterbinden. Es wurde gar nicht erst versucht. Man paktierte dienstbeflissen, voreilig. Wer hätte es auch wollen sollen, sich dem Trend entgegenstemmen? Solches entspräche nicht den eingeschliffenen Umgangsformen, nicht der gutlutherischen Tradition, die auch die gemäßigtere Mehrheitsfraktion der Unierten beseelt: ausgerechnet die Protestanten verstehen sich widersinnig als Staatskirche. Dabei sind sie in der BRD seit kurzem nicht mehr in der Überzahl – wie von der Kaiserreichsgründung 1871 bis zum ersten Wendemanöver dieser unserer Republik 1970/ 71. Weiterhin aber herrschen sie gesellschaftlich vor und geben den Ton an, leistungsorientiert, sachbezogen, entmythologisiert. In diesem Geist machten die einstmaligen Kirchenreformatoren ihren Frieden mit jedweder Obrigkeit, ob Kaiser, König, Kanzler oder Führer. Abgesehen von den rückblickend über Gebühr gewichteten Versprengten der »Bekennenden Kirche«, deren wackere Veteranen sich im unaufhörlichen Kampf gegen Restauration und Verdrängung verbraucht haben oder auch vom Alter schlicht außer Gefecht gesetzt werden. Unwiderruflich. Der rücksichtslose politische Umgestaltungswille von »oben« trifft auf eine merklich verschobene Personalbalance in den kirchlichen Gremien – Synoden, Kammern und Räte. Abgesehen von unglücklichen Zufällen und Umständen, von personellen Konstellationen, Konstitutionen, Kompetenzen und Komplexen auch auf Unkenntnis, Unfähigkeit und Unentschlossenheit. Wo aber entschiedener Widerstand fehlt, treibt das Kirchenschiff in ein und dieselbe Richtung: Kehrtwärts. Wende also auch in der EKD: woher, wohin?

Die Parolen verraten es kaum. Sie sind den alten zum Verwechseln ähnlich, berufen sich auch auf sie, der Vollzug aber enthüllt es: Unverkennbar immer häufiger werden brave Diener der Kirche getadelt, verwarnt und gemaßregelt, zur Ordnung gerufen oder zur Räson gebracht, ohne daß man ihnen Abweichungen vom Glaubensgebot nachweist. Alle Kontrahenten berufen sich auf Glaubensgewißheit aus Bibelworten. Zu recht oder unrecht – ich vermag es nicht zu entscheiden. Niemand schert sich um Absicht, Grund oder Begründung. Unterbunden wird mittels Dienstanweisung und Disziplinarsanktion bereits die bloße Störung des Ordnungsgefüges in der Gemeinde und vermeintlich auch der Gesellschaft, wie scheinheilig immer. Dabei: die Ostermärsche, Umfragen belegen es gerade wieder: allein Unruhe, offener Dialog über Meinungs- und Verhaltensunterschiede könnte die Ängste klären und besänftigen, die eindeutig die Mehrheit der Bevölkerung umtreiben. Dialog und Diskussion erst könnten Konsens schaffen. Komment und Kommando können den Kirchenorganen sowenig wie den Staatsorganen die Konsensfindung sparen. Friede läßt sich niemals verordnen, auch unter Glaubensbrüdern nicht.

Am greifbarsten ist der Schwenk der EKD im Gesamt-Bereich der kirchlichen Medienpolitik und -publizistik, die seit Januar 1952 im Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) in der Friedrichstraße des Frankfurter Westend zusammengefaßt ist. Eine kirchliche PR-Agentur, getarnt als Pressekonzern, witterten die Außenstehenden. Eine unentbehrliche, kaum ersetzbare Dienstleistung der Kirche für die Demokratisierung und Durchleuchtung der gesellschaftlichen Öffentlichkeit und des ihr zugrundeliegenden Kommunikationswesens, lobten die Kenner, gleich welcher Konfession. Ergo: eine gute Sache wohl, aber eine schlecht vermittelte.

Aber tatsächlich, die Texte der Pressedienste, Fachkorrespondenzen und Dokumentationen beweisen es: das GEP war weder Propagandazentrale für innere oder äußere Mission noch Waffenkammer für Kreuzfahrer in Soutane oder Kutte. In einem kostspieligen »Engagement ohne Eigennutz«, so die griffige Formel des Gründers und langjährigen Leiters, Kirchenrat Robert Geisendörfer, eines über Oberbayern nach Frankfurt verschlagenen Franken, hielt die Evangelische Kirche »die Frage nach dem Ganzen und dem Sinn wach«. Als Gegenleistung für die Privilegien, die ihr beim Wiederaufbau erst im öffentlich-rechtlichen Hörfunk und später auch im Fernsehen eingeräumt worden waren. Das GEP sprach und handelte bewußt als »ein Mund der Stummen«, Sprachlosen und zum Schweigen gebrachten, als »Agentur der Fürsprache«, in »Stellvertretung für andere«. Im zunehmend entfesselten Interessengerangel der Gruppenvertreter, durchaus legitim und überwiegend legal, verfocht die GEP-Mannschaft hartnäckig die von ihr vermeinten Belange der Allgemeinheit – unter einem Direktor, der in Personalunion als überregionaler Rundfunkberater der EKD (für Deutschlandfunk wie Deutschen Welle in Köln) wie autonomer Fernsehbeauftragter (fürs ZDF in Mainz) auftritt. Als Fernseh- und Rundfunkbeauftragter ist er autonom, nur dem EKD-Ratsvorsitzenden verantwortlich. Als GEP-Direktor untersteht er dem Proporz eines streng wachenden Vorstands und Kuratoriums aus Oberkirchenvätern und Amtsträgern der diversen Landeskirchen und sonstigen kirchlichen Einrichtungen. Selber nicht sonderlich transparent dieser Durchleuchtungsapparat. Auch das spricht für sich und für das Öffentlichkeitsverständnis dieser Stellvertretung »für

andere« ohne Rückkopplung, ein Wächteramt ohne Mandat, ohne andere Kontrolle als durch Überzeugungskraft und Echo. Immerhin: Es ging um Öffentlichkeit, um das Herstellen von Öffentlichkeit auch wo sie unerwünscht, gar unliebsam war.

Veröffentlichung wo wie? Zum Beispiel: im ehrwürdigen Evangelischen Pressedienst edp samt seiner Fachkorrespondenzen »Entwicklungspolitik« und »Dritte Welt Information«, »die frau«, »Kirche und Film« sowie »Filmbeobachter«, 1984 zur maßgeblichen Monats-Zeitschrift »epd-FILM« verschmolzen. Zum Beispiel: in seinem zweimal wöchentlich edierten exklusiven Insiderdienst mit Nachrichten, Kommentar und Kritik, »Kirche und Rundfunk« (inklusive Fernsehen). Natürlich in der Monatszeitschrift »medium«, dem vielseitigen Flaggschiff des Evangelischen Publikationskonvoi über Strukturen von Publizität und Publizistik samt ihrem unablässigen Strukturwandel. Vorbedingungen und Verhinderungen von Kommunikation aufzudecken und aufzuzeigen, war ihr gemeinsames Anliegen, das sie der breiten Öffentlichkeit nicht ausreichend vermittelte: Lag es am Kastengeist, an elitärer Selbstgenügsamkeit, an Selbstgefälligkeit gar? Oder an der Gleichgültigkeit, dem eilfertigen und einfältigen Vorurteil einer Öffentlichkeit, die sich Engagement ohne Eigennutz, ohne Eigenwerbung nicht einmal mehr vorstellen konnte? Oder weil die Kirchenoberen selbst die Glaubwürdigkeit dieser Dienstleistung aushöhlten?

Rund zwölf Millionen Mark steckte die EKD alljährlich in diese gesamtgesellschaftliche Dienstleistung, deren Ruf auf sie zurückstrahlte. Insofern also auch Werbung war für die Fähigkeit und den Willen der EKD, gesellschaftliche Verantwortung uneigennützig zu tragen. Probe und Exempel zugleich.

Nunmehr steht der Sinn der Reformeiferer nach anderem, näherliegendem: »Mit neuen Formen von Verkündungssendungen« will das kirchliche Multi-Media-Unternehmen GEP sich bei SAT I »sonntags fünf vor zwölf« einbringen und auch sonst feiertags feierliche Sonderprogramme ausstrahlen. Auf eigene Kosten, unausbleiblich. Der vom GEP verwaltete EKD-Medienfond ist dafür gerade auf 1,7 Millionen DM aufgestockt worden. Immer noch ein Klacks, wenn man erst alles bezahlen muß, was die Evangelische Kirche zu sagen hat oder sagen und zeigen will. Oder man müßte sich aufs allerdürftigste beschränken. Aber gerade im Reizumfeld des Kommerzfernsehens zieht das am allerwenigsten. »Engagement ohne Eigennutz«? Jetzt ist der mystische heilige Rock auch den Evangelischen wieder näher als das abgerissene Hemd der Unterdrückten und Entrechteten. Hinter wolkigen Redefloskeln steht jetzt kaum verhüllt: »legitime Interessenvertretung«. Nicht »für andere«. Bloß noch: wie andere. Die EKD igelt sich ein in Diaspora-Mentalität. Der bevorstehende Kirchentag in Düsseldorf wird die Kehre verschleiern, schwerlich stoppen.

Die Qualifikation und Anerkennung der medienpublizistischen Kaderschmiede der EKD in Frankfurt sowie ihre ursprünglich konfessionell ungebundene Auslese beweisen sich an den Ämtern und Posten, die den GEP-Medienpublizisten allenthalben anvertraut oder angetragen wurden: Geisendörfers persönlicher Grundsatzreferent und Nachfolger Dr. Norbert Schneider etwa wurde erst in Bremen als Fernsehdirektor ausersehen, dann zum SFB in Berlin berufen, wo ihm statt des SPD-Genossen Haus prompt der stockkonservative Vollblutjournalist Lothar Loewe vorgesetzt wurde. Schneiders graue Eminenz Heiner Michel wiederum, Autor, Produzent, Dramaturg, Konzeptionalist, wurde anschließend als Kirchenredaktionsleiter, evangelisch, ans ZDF nach Mainz geholt. Der langjährige Redaktionsleiter von »epd-Kirche und Rundfunk«, der heute 71jährige, nach Würzburg verzogene Friedrich-Wilhelm Hymmen, begründete nebenher den angesehensten deutschen »Hörspielpreis der Kriegsblinden« und steht dessen Jury seit Gründung im Jahre 1951 vor. Obendrein leitet, besetzt oder verstärkt er die Jurys des Gesamtdeutschen Ministerium für die beste Hörfunk- (Ernst-Reuter-Preis) und die beste Fernsehsendung zur deutschen Frage (Jakob-Kaiser-Preis). Sein Kollege Michael Schmid-Ospach ist seit 1976 Pressechef des WDR in Köln, des ARD-Giganten. Eingeweihte sagen ihm Königsmacherfunktionen in Funk und Fernsehen nach, und ihm gelingt es, dazu vielsagend zu schmunzeln. »medium«-Chef Peter Christian Hall schließlich bekam in den letzten Jahren Jury-Sitze und -Vorsitze angetragen und aufgedrängt wie andere Leute Schlipse. Von den Oberhausener Kurzfilmtagen über die Medienfachtagungen und Beratschlagungen der Grünen und den sonstigen Bundestagsparteien, der alternativen Radio-freaks über die Jury von Adolf-Grimme-Preis, Ernst-Reuter-, Jakob-Kaiser-Preis, Hörspielpreis der Kriegsblinden, TV-Regionalwettbewerb Bremen, ob Beratung des Börsenverein des Deutschen Buchhandels, ob Akademietagung oder Lehrgang, Universitätsseminar, Studententreff, Fachkonferenz, Experten-hearing, Reader oder Sammelwerk: keine Medienfeier ohne Halls Beitrag oder Vortrag. »medium«Kollege Alf Mayer, vornehmlich dem Film verschrieben, beschränkte sich bewußt auf Aussichtung und Austeilung des Deutschen Filmpreises und spezielle Filmfachgruppen und beiräte. Auch der heutige Direktor des gewichtigen Adolf-Grimme-Medieninstituts des Deutschen Volkshochschulverbands in Marl, Hans Janke, entstammt der »Ordnungsriege« des GEP. Und schließlich – die »Mainzer Tage der Fernsehkritik«, die Buchmesse der elektronischen Medienmacher gewissermaßen – ihr Salz gaben ihr oft die Vorstöße dieser Frankfurter Gardeschule der kirchlichen Medienpublizisten, die viel zu individualistisch und eifersüchtig aufeinander waren und blieben, als daß sie je als monolithischer Block aufgetreten wären. Diese goldene, eher wohl eherne Ära geht jetzt zu Ende, keine zehn Jahre nach dem Tod ihres Vordenkers und Wegbereiters: die entwicklungspolitischen Dienste entkamen mit knapper Not der Einstellung. »die frau« wurde zum Jahreswechsel stillschweigend abgewürgt – Kirchenmänner befanden, sie rede wirr bis irre. Dem Rundfunk- und Fernsehfachdienst wurde der dringend benötigte Redakteur für »Neue Medien« verweigert, daraufhin verlor er seinen Schrittmacher und Redaktionsleiter Dr. Heinrich Schmidt, ausgerechnet an ein neugegründetes

privatwirtschaftliches Konkurrenzmedium. Der Monatszeitschrift »medium« schließlich, verordnete eine vom GEP-Vorstand eingesetzte Kommission ohne Publizisten eine Roßkur: Am 19.3. erfuhr die Miniredaktion von einem Vorstandsbeschluß vom 12.3 ., der »medium« auf vierteljährliches Erscheinen mit einem gedrittelten Etat für ein Viertel des (Jahres-)Umfangs umstellt. Der Monatszeitschrift »epd-FILM«, die im ersten Jahr ihres Erscheinens das Soll von 3.000 Abonnenten bereits fast erreichte, wurde bedeutet, daß sie nur »versuchsweise und auf Zeit fortgeführt« werde. Insgeheim gilt das mittlerweile für das gesamte Pressewerk. Die eigentliche »Strukturreform« steht noch bevor.

Eingeengt und verschreckt durch Kirchenaustritte und Taufverweigerung bei ohnehin sinkenden Geburtenraten entdeckt die EKD den Rückzug ins Schneckengehäuse der Verkündigung als ihr Eigentliches, ihr »Proprium«. Gesellschaftsengagement und Gewissensprotest der Reformationserben kehrten zurück zum statischen Begriff der Offenbarung (»absolut«) zum patriarchalischen Kanzelverständnis und Gebrauch des Feudalismus, zu Gralskult und Geheimnis. Mysterium aus Mystifikation.

Ab Januar '86 schon soll jeder Sonn- und Feiertag im immer selbstbewußteren »Nationalsender« ZDF, möglicherweise auch im ARD-Verbund, mit einem Gottesdienst beginnen, im Wechsel der christlichen Konfession. Die erheblichen Mehrkosten dafür gingen den Spielserien verloren. Produziert werden diese übrigens bei der kircheneigenen EIKON in München, deren Aufsichtsrat GEP-Direktor Heßler ebenfalls vorsitzt. Die Evangelische Kirche schneidet sich mit ihrem Wankelmut und Wendemanövern ins eigene Fleisch, ungewollt, unbedacht.

Mit solchem Doppeldreh, der einen Moses überforderte, soll ausgerechnet das Ausdörren der gesellschaftlichen Dienstleistung die Leuchtkraft der Kirche in der Gesellschaft so weit aufpolieren, daß sie ihre verengte Selbstdarstellung, wie sie Ostern bereits aus allen Fernseh- und Rundfunkprogrammen troff, auch noch durch freiwillige Spenden des skeptischen Publikums bezahlt bekommt, – etwa über ihre Präsenz in den kommerziellen Privatmedien. Den Anruch und die gewaltsame Bekehrung und Gesundbeterei der US-»electronic church« und ihrer Erweckungsapostel vermeiden, aber denselben Effekt und Affekt erzielen – das ist ein Wunder, das der erste Publizist auf dem wenig lukrativen Doppelsessel des GEP-Direktors und EKD-Fernseh- und Rundfunkbeauftragten vollbringen will. ,

Gleich welcher Konfession man anhängt, man sollte ihm andächtig, aber ungerührt dabei zuschauen. Denn alle Logik, alle Beobachtung und Ermittlung, auch der jüngst publizierten »zweiten EKD-Umfrage über Kirchenmitgliedschaft«, ihre Entwicklung und Erwartung, sprechen dafür, daß diese Wunderbeschwörung zu Frankfurt ein Schlag ins Wasser wird. Nicht Kanaan, sondern Cannä; nicht Erhebung sondern Abgesang.

Konkret 06/85, S. 38

Hermann L. Gremliza

Dreggers Bruder

Deutscher Frühling '85: Der Fraktionsvorsitzende will endlich sein Ritterkreuz mit Sternen und Stripes, der Kanzler schreibt eigenhändig die Geschichte des Selbstmordes von Karl Marx in Bergen-Belsen. Notizen von Hermann L. Gremliza

Zwei Nachrichten. Die gute zuerst: Die Ereignisse um den 8. Mai 1985 haben den deutsch-amerikanischen Beziehungen und dem Ansehen der Bundesrepublik im Ausland geschadet. Die schlechte: Die Führer der grünen, sozialdemokratischen und linksbürgerlichen Geschäfte haben das beklagt.

Als wäre nicht alles, was geeignet ist, die Kollaboration zwischen der Weltmacht USA und ihrem stärksten Verbündeten zu stören, ein Segen für den Rest der Welt; als wäre es nicht unabweisbare Pflicht jedes auch nur mittleren Demokraten, auf diese Bundesrepublik das Mißtrauen aller Nachbarn zu ziehen; als könnte uns und den andern Hilfreicheres widerfahren als Enthüllungen der Bitburger Art.

*

SPD-Vogel zu CDU-Kohl: »Sie waren der Aufgabe nicht gewachsen, die sie sich selbst gestellt haben. Nämlich der Aufgabe, mit der zeitlichen Verknüpfung des Weltwirtschaftsgipfels und des Staatsbesuchs des amerikanischen Präsidenten mit dem 40. Jahrestag des Kriegsendes und der Befreiung von der NS-Gewaltherrschaft zurechtzukommen. Und weil Sie der damit verbundenen Aufgabe nicht gewachsen waren, haben Sie sowohl den Gipfel, als auch den Staatsbesuch, aber auch das Gedenken an einen der tiefsten Einschnitte in unserer Geschichte vermeidbaren Belastungen und schlimmen Mißverständnissen ausgesetzt. Die Bundesrepublik hat dafür einen hohen Preis entrichtet. An Substanz und Ansehen nach außen, an außenpolitischem Bewegungsspielraum, aber auch an innerem Frieden.« Vorwürfe sind das !

*

Ich habe weder »vermeidbare Belastungen« noch »schlimme Mißverständnisse«, weder »Pannen« noch »Peinlichkeiten« beobachtet. H. Kohl ist fabelhaft »zurechtgekommen«. Er hat die Bundesrepublik ihren Bewohnern und der Welt gezeigt, wie sie ist, und offenbart, wie schnell und folgenlos vierzig Jahre in dieses unser Land gehen können.

*

A. Dregger ist nicht der Bürgermeister von Nesselwang. In einem Brief an 53 Senatoren der USA, die ihren Präsidenten vom Besuch des Soldatenfriedhofs in Bitburg abhalten wollten, schrieb er:

Soweit Sie mich nicht kennen, darf ich mich Ihnen vorstellen: Ich bin Vorsitzender der CDU/ CSU-Bundestagsfraktion. Ich halte ein intaktes deutsch-amerikanisches Bündnis für eine Existenzfrage für die freie Welt. In der aktuellen Frage von SDI habe ich mich vor dem Deutschen Bundestag in einer Weise geäußert, die Sie dem anliegenden Protokoll entnehmen können.

Am letzten Kriegstag, dem 8. Mai 1945, habe ich – damals vierundzwanzig Jahre – mit meinem Bataillon die Stadt Marklissa in Schlesien gegen Angriffe der Roten Armee verteidigt.

Mein einziger Bruder, Wolfgang, ist 1944 an der Ostfront im Kurlandkessel umgekommen, ich weiß nicht wie. Er war ein anständiger junger Mann, wie die allermeisten meiner Kameraden.

Ich frage Sie, ob Sie im deutschen Volk, das zwölf Jahre lang einer braunen Diktatur unterworfen war und das seit vierzig Jahren an der Seite des Westens steht, einen Verbündeten sehen?

Ich bin, sagt Dregger, erstens ein wichtiger Mann und zweitens noch immer einer der eifrigsten Verfechter auch des letzten US-amerikanischen Rüstungsprogramms. Das bin ich, fährt er fort, weil ich annehme, daß mein und meines Bruders einstige Schüsse auf sowjetische Soldaten bei den Senatoren der USA heute Beifall finden. Hitler? Hitler hatte das arme deutsche Volk, auch mich und meinen Bruder, einer Diktatur unterworfen. In Schlesien und im Kurland kämpften nicht Hitlers Soldaten, sondern lauter anständige junge Männer. Sie kämpften gegen die Kommunisten, dieselben, die heute die Feinde der freien Welt sind. Sollten Sie, die Senatoren, schließt Dregger, darüber anders denken, muß ich mich fragen, ob die USA die richtigen Verbündeten für uns sind.

Dregger meint: Die ich und mein Bruder damals umgebracht haben, können heute die freie Welt nicht mehr bedrohen. Wo bleibt der Dank?

*

In einer Rede auf einer Kundgebung des »Bundes der Vertriebenen« vervollständigte Dregger seinen Brief: »Unrecht haben wir alle erlitten, Deutsche, Tschechen, Polen.« In dieser Reihenfolge. Und: »Wir müssen begreifen, daß die KZ Hitlers und Stalins, daß die Vertreibung der Ostdeutschen und der Ostpolen, daß der millionenfache Tod deutscher Soldaten und ihrer soldatischen Gegner Teil ein und derselben Katastrophe waren.« Sowie: »Wir haben der Opfer der nationalsozialistischen

Gewaltherrschaft gedacht, insbesondere der Juden, vor allem der deutschen Juden. Diese Juden waren mit keiner europäischen Nation eine engere Symbiose eingegangen als mit der deutschen. Zur deutschen Kultur hatten sie einzigartige Beiträge geleistet. Im Ersten Weltkrieg hatten sie sich als deutsche Soldaten ausgezeichnet. Es ist unfaßbar, welche Wunden blinder Rassenhaß dem jüdischen, damit aber auch dem deutschen Volk geschlagen hat.«

Unsere Juden waren die besten. Deshalb gedenken wir ihrer »vor allem«, insbesondere vor der Mehrheit der jüdischen Opfer, die nichts für Deutschland geleistet haben und nicht in seinen ersten Weltkrieg gezogen sind. Ach, wäre der Rassenhaß nicht so »blind« gewesen und hätte die jüdisch-deutschen Leistungs- und Tornisterträger ausgespart – vielleicht wäre es dann vor Marklissa und im Kurlandkessel im Kampf gegen »Deutschlands Feinde« (Dregger) anders gelaufen.

*

»Unsere Geschichtslosigkeit«, hat H. Kohl geklagt, »hat uns daran gehindert, draußen um Gerechtigkeit und Verständnis zu werben.« Im ehemaligen Konzentrationslager Bergen-Belsen hat der Kanzler Geschichte fabriziert: Es waren »die Verbrechen der Hitler-Barbarei«, »jener erbarmungslose Krieg, den der Mensch im Grunde sich selbst erklärt hat«, die Konzentrationslager sind »Stätten eines wahnhaften Vernichtungswillens, sie sind Inbegriff dessen, was der Mensch in Haß und Verblendung Mitmenschen zufügen kann«. Die Opfer waren »Menschen mit ganz unterschiedlichen politischen Überzeugungen«. Die »Machthaber« hatten »das Volk geblendet«. »Tiefste Ursache für dieses Werk der Zerstörung war ein sich beschleunigender Verfall der Werte und der Moral. Und im letzten setzte der totalitäre Unrechtsstaat den Abfall von Gott voraus. « Meinte er da noch die Nazis oder schon die Sowjetunion? Schon: »Wachsamkeit und Sensibilität sind vor allem gegenüber jenen Einstellungen und Haltungen geboten, die totalitärer Herrschaft den Weg bereiten könne: der Gläubigkeit gegenüber Ideologien, die vorgeben, das Ziel der Geschichte zu kennen, die das Paradies auf Erden verspreche.«

Hitler, der Barbar, war allein schuld. Da er aber nicht alle Verbrechen eigenhändig begehen konnte, mußte ihm – die Deutschen weigerten sich – der Mensch als solcher helfen, und dessen Opfer waren nicht Kommunisten und Sozialisten, sondern »Menschen mit ganz unterschiedlichen politischen Überzeugungen«. Und wenn der staatenlose Mensch doch näher bezeichnet werden muß, dann als dekadenter Atheist, als Ideologe, der das Paradies auf Erden sucht. In H. Kohls Bergen-Belsen hat Marx sich selbst ermordet.

*

Man ist nicht unter sich, die Einladung nach Bitburg hat Beobachter angezogen, denen mehr geboten werden muß als den Druckfahnenschwenkern von FAZDF-BILD. Für sie wurde in jenen Tagen eine Waggonladung Superlative angekarrt. Kohl kriegte sich gar nicht wieder ein vor der »gewissenlosen Brutalität der Nazis«, vor ihren »teuflischen Gedanken«, vor »Kainsmal«, »Haß«, »Wahn«, »Verderben«, »dunkelstem Kapitel«. Auf die Frage, wie diese Rechnung zu begleichen sei, sang Kohl im gleichen Diskant weiter: »Wenn wir unsere Geschichte annehmen, so wie sie wirklich war, wenn wir uns als Deutsche bekennen: zu unserer Scham, zu unserer Verantwortung vor der Geschichte.«

So spricht der Grüßaugust einer Marktwirtschaft, die dem im KZ gequälten Kommunisten und dem sterilisierten Homosexuellen jede Mark Entschädigung verweigert. Ein paar Fuhren Scham und Verantwortung vor der Geschichte belasten Stoltenbergs Sparhaushalt nicht mal hinter dem Komma. H.J. Vogel aber fand Kohls Rede »eindrucksvoll« .

*

Hätte Kohl anders können er, der bei Kriegsende nachweislich erst fünfzehn Jahre alt war? Hätte er über die sprechen können, die Hitler finanziert und an die Macht gebracht haben, die sich an jüdischem Eigentum bereicherten, die freiwillig zur SS gingen, die rund um die Konzentrationslager ihre Produktionsstätten bauten, die Märkte erobern und mit dem Führer den Kommunismus ausrotten wollten? 1955 war Kohl 25 und politischer Zögling von Fritz Ries und Hanns-Martin Schleyer – der eine war durch die Arisierung jüdischer Firmen zum wohlhabenden Unternehmer und potenten Förderer der CDU geworden, der andere hatte sich im »Reichsprotektorat Böhmen und Mähren« als SS-Mann verdient gemacht und stieg später zum Präsidenten der Arbeitgeber-Vereinigung der BRD auf. Da zetert man lieber über anonyme »Teufel«.

Wenn ihm aber danach sein sollte, »unsere Geschichte anzunehmen, wie sie wirklich war«, kann ihm geholfen werden:

Der erste Bundespräsident, Theodor Heuß, hatte 1933 als Abgeordneter des Reichstags dem Ermächtigungsgesetz der Nazis zugestimmt. Der zweite, Heinrich Lübke, hatte 1944 als Bauführer des Außenlagers Leau 2.000 Häftlinge aus dem KZ Buchenwald als Zwangsarbeiter angefordert. Der dritte, Gustav Heinemann, war eine Panne. Der vierte, Walter Scheel, war Mitglied der NSDAP. Der fünfte, Karl Carstens, Mitglied der NSDAP und der Reiter-SA.

Der erste Bundeskanzler, Konrad Adenauer, rühmte sich 1934 in einem Brief an Göring, wie zuvorkommend er als Oberbürgermeister von Köln die Nazis schon vor der Machtergreifung behandelt habe. Der zweite, Ludwig Erhard, galt schon unter den Nazis als wichtiger Wirtschaftsfachmann. Der dritte, Kurt Georg Kiesinger, war Mitglied der NSDAP und Verbindungsmann von Ribbentrop zu Goebbels' Propaganda-Ministerium.

Das »Braunbuch«, das die DDR zum zwanzigsten Jahrestag der Befreiung vom Hitler-Faschismus veröffentlichte, nennt die Namen der Nazis, unter deren Mitwirkung die Bundesrepublik wieder was wurde, darunter 21 Minister und Staatssekretäre, l00 Generale und Admirale der Bundeswehr, 828 hohe Justizbeamte, Staatsanwälte und Richter, 297 hohe Beamte der Polizei und des Verfassungsschutzes, 245 leitende Beamte des Auswärtigen Dienstes, der Bonner Botschaften und Konsulate.

Es dauerte bis in die achtziger Jahre, bevor die Staatspartei CDU/CSU zum ersten Mal Kanzleramt und Präsidentschaft mit Männern besetzen konnte, die bei den oder für die Nazis keine Rolle gespielt hatten. Im Wahlkampf 1965 erklärte L. Erhard, er habe schon am Wiederaufbau Deutschlands gearbeitet, als Willy Brandt noch in norwegischer Uniform herumgelaufen sei. Und bis zum heutigen Tag ist kein (in Ziffern: 0) deutscher NS-Richter bestraft worden.

Wollte sich H. Kohl »als Deutscher zu dieser Scham bekennen«, indem er den ehemaligen Marinerichter Filbinger, der wenige Tage vor dem 8. Mai 1945 noch einen Matrosen hinrichten ließ, zum Gedenken an jene Tage als Festgast im Bundestag begrüßte? Da war die »FAZ« vor: »Filbinger war ein Gegner des Nationalsozialismus. Er hatte das Pech, daß sein juristischer Beruf ihn näher an das Regime heranführte, ihn zu heute schwer erklärbaren ausweichenden Handlungen zwang.« Wie Globke, Kiesinger, Schleyer, Abs, Heusinger – eben alle, die damals dabei waren und später wieder was wurden. Die Widerstandskämpfer und Gegner des Nationalsozialismus erkennt man daran, daß sie in der NSDAP, in der SA oder, sicherstes Merkmal, in der SS waren. Die echten Nazis saßen, getarnt als Kommunisten, in den KZs.

*

Sechs Wochen vor dem 8. Mai zeichnete die nach »Bild am Sonntag« größte Sonntagszeitung der Bundesrepublik, die von CDU/CSU und FDP hochgeschätzte »Welt am Sonntag« aus dem Verlag des vom Bundespräsidenten hochdekorierten A. Springer, ein Portrait:

Adolf Galland, hochdekorierter deutscher Jagdflieger des II. Weltkriegs, ist Dienstag 73 Jahre alt geworden. Am kommenden Samstag treffen sich auf der US-Basis Ramstein die »Red River Reds«, amerikanische Flieger- Veteranen des Vietnam-Krieges, die Galland als Ehrengast und Festredner gebeten haben. Sein Thema: »Die Luftschlacht von England«.

Auf dem Höhepunkt dieser Luftschlacht erhielt Major Galland, damals 28 Jahre alt, am 1. August 1940 das Ritterkreuz für seinen 17. Abschuß. Mit 30 Jahren war er dann jüngster General der Wehrmacht. 104 Abschüsse hatte er bis Kriegsende. Am Hals trug er das Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Was die Öffentlichkeit damals nicht erfuhr, erzählt Galland in seinem Godesberger Büro: »Ich bin der einzige, der die anten insgesamt viermal verliehen bekam.«

Am 28. Januar 1942 übergab Hitler in seinem ostpreußischen Hauptquartier Wolfsschanze dem Flieger das Ritterkreuz mit Edelsteinbesatz.

»Auf der Rückfahrt in Görings Sonderzug«, erinnert sich Galland, »stellte der Reichsmarschall fest, daß meine Brillianten nur miese Splitter waren. Er versprach, richtige Steine zu besorgen.« Und tatsächlich erhielt Galland etwas später aus Görings Hand zum zweiten Mal den Orden.

Inzwischen war Hitler zugetragen worden, daß er Galland mit wertlosem Steine ausgezeichnet hatte. Er verlieh ihm darum die höchste Stufe des Ritterkreuzes erneut, diesmal mit echten Brillianten.

Als dieser Orden während eines Bombenangriffs auf Berlin verbrannte, zitierte Hitler den jungen General zu sich und verlieh ihm die vierte und letzte Ausführung der Dekoration, die Galland noch heute besitzt.

Seit 1945 hat Galland, nach einer Zwischenstation in Argentinien (1948-55), internationale Konzerne für Luft- und Raumfahrt beraten und vertreten. Er war 1955 von Theodor Blank als Chef für den Aufbau der neuen deutschen Luftwaffe in Erwägung gezogen worden. . .

Letzte Frage an Galland: wie soll diese Republik den 8. Mai begehen. Klare Antwort: »Möglichst unauffällig.«

*

Die Einladung des Ritterkreuzträgers nach Ramstein ist das Äquivalent zur Einladung des Präsidenten nach Bitburg. Lauter »noble Gesten«. Reagan sollte in Bitburg nach Kohls Willen mit jungen deutschen Soldaten zusammentreffen, »den Enkeln der Gefallenen, die wir auf diesem Friedhof ehren wollen.« Der Kanzler meinte nicht die leiblichen, sondern die historischen Enkel, eben so, wie er der Enkel Adenauers ist: dem großväterlichen Vorbild nachstrebend. Wer waren die Toten von Bitburg? Bestenfalls (und die SS-Leute ausgenommen): unfreiwillige Werkzeuge von Verbrechern, unfähig sich zum Widerstand zu ermannen.

*

In Bonn arbeitete Reagan an dem von ihm geplanten Mord am Volk Nicaraguas, bevor er in Bitburg sagte: »Vor 40 Jahren führten wir einen großen Krieg, um die Welt aus der Dunkelheit des Bösen zu befreien. Vieles an diesem Jahrestag stimmt

uns hoffnungsfroh, während ein großer Teil der Welt immer noch in der Dunkelheit der Unterdrückung lebt...« Die »FAZ sah den Präsidenten als einen »nachdenklichen und warmherzigen, in sich ruhenden Mann von unprätentiöser Würde und Takt«. Liebt er nicht auch seinen Schäferhund?

*

Vierzig Jahre sind vertan. Daß dieser 8. Mai 1985 begangen werden konnte, wie er begangen wurde, markiert Schwäche und Versagen der Opposition, des »anderen Deutschland«. Was tun? Man kann sich an dem Spruch »Dieser Staat ist unser Staat« besoffen reden oder die »nationale Frage« (nicht die vom »Schlesier«, die von links) diskutieren. Da aber die Ferienzeit naht, will ich einen mehr praktischen Rat geben: Jeder von uns, der ins Ausland fährt, führe sich dort auf wie ein rabiater Mittelständler der CDU, also als das, was die Franzosen einen »Boche« und die Österreicher einen »Piefke« nennen. Er kommandiere italienische Kellner herum, scheuche dänische Autofahrer blinkend und hupend von der Spur, gröhle am Strand von Scheveningen den »Westerwald«, pfeife polnischen Frauen hinterher und putze die Schuhe mit französischen Hotelgardinen – kurzum: er zerstöre, wo er nur kann, die von lieben linken Reisenden genährte Illusion, unsere Landsleute hätten sich seit ihrer letzten großen massentouristischen Anstrengung gewandelt und seien auf dem Weg, eine demokratisch-zivilisierte Nation zu werden. Denn die den falschen, guten Eindruck machen, verfügen im Fall des Falles nicht über ein Fitzelchen jener Macht, deren Opfer die Nachbarn wurden und wieder werden könnten. Wenn übers Jahr gemeldet würde, die Bundesrepublikaner seien im Ausland nicht mehr so beliebt wie zuvor: das wäre eine gute Nachricht.

Konkret 06/85, S. 42

Peter Krause

»Ich beschließe, ab sofort als Deutscher zu fühlen«

Erlebnisbericht aus dem hamburger »Verein Selbsthilfe Deutscher Arbeitnehmer«, der die Arbeiter in zwei Klassen unterteilt: Deutsche und Orientalen. Letztere sollen raus.

»Jetzt muß endlich etwas unternommen werden«, suggeriere ich mir in der Rolle des arbeitslosen Schaufenstergestalters Reinhard Methling. Das Flugblatt in meiner Hand – »Haben Ausländer unsere Arbeitsplätze?« – zeigt einen Mann am Steuer eines Omnibusses und kommentiert: »Dieser Orientale hatte keinen Busführerschein. Den konnte er auf Kosten der HHA (Hamburger-Hochbahn-AG, d. V.) machen.« Hinzugefügt ist: »DAS KÖNNTE JEDER DEUTSCHE ARBEITSLOSE AUCH !« Und weiter: »Wir wollen widerlegen, daß Ausländerbeschäftigung im derzeitigen Ausmaß notwendig ist, weil Deutsche zu faul oder zu fein für 'Dreckarbeit' sind.« Ich beschließe, ab sofort als Deutscher zu fühlen, weder zu »faul« noch zu »fein« für Dreckarbeit und fülle den aufgedruckten Coupon aus, um weitere Informationen vom »Verein-Selbsthilfe Deutscher Arbeitssuchender« zu bekommen. Noch am selben Tag schicke ich ihn an das angegebene Postfach 11 04 51 in 2000 Hamburg 11.

Wenige Tage später habe ich umfangreiches Informationsmaterial des »Vereins«. Ich bekomme mit Zeitungsausschnitten belegt, daß die Parteien nichts für eine Ausländerbegrenzung tun und am Beispiel »Talbot« veranschaulicht, daß französische Arbeiter ihre arabischen Kollegen schon bald »In den Of en!« oder »In die Seine!« werfen würden. »So weit kann es kommen, wenn nicht bald etwas geschieht«, heißt es dazu im Begleitschreiben. Dann werde ich noch gebeten, dem »Verein« zu helfen, diese »Informationen unter die Leute zu bringen«. Falls ich Interesse hätte, solle ich doch die Telefonnummer 250 74 78 anrufen und nach einem Herrn Andrejewski fragen. Ich fühle deutsch und erzähle Herrn Andrejewski, daß ich seinen Verein für genau das Richtige halte. Doch als ich auf Taten dränge, bremst er mich: »Wenn man sich damit heute an einen Informationsstand stellt, dann wird man bei uns doch sofort überfallen. Wir müssen erst 50 bis 60 Leute im Verein werden. Dann können wir uns sogar einen Stand in der Mönckebergstraße (Einkaufsstraße in Hamburg) erlauben«. Viele Menschen teilten ja schon unsere Meinung, trauten sich aber nicht, ihre Auffassung offen zu vertreten. Um gerade diese Menschen zu gewinnen, fährt Andrejewski fort, müsse man möglichst viel Informationsmaterial in alle Briefkästen der Stadt stecken. Dabei könnte ich ja auch helfen, schlägt er vor. Am günstigsten sei es immer, vormittags zu verteilen, dann seien nicht so viele Menschen auf der Straße und man laufe nicht Gefahr, zusammengeschlagen zu werden. Schließlich erzählt Andrejewski, daß der Verein auch gelegentlich Veranstaltungen anbiete, bei denen man sehr viel lernen könne. Dazu könne er mich auch einladen, denn »öffentlich kann man die gar nicht mehr ankündigen, weil die ständig gestört werden«. Wir einigen uns darauf, daß er sich wieder melden wird, wenn es für mich etwas gibt.

Er läßt mich lange warten. Nach zwei Wochen rufe ich ihn an. Gerade wollte er mich anrufen, entschuldigt er sich. Wir vereinbaren, uns in der »Wienerwald«-Gaststätte am Eppendorfer Baum zu treffen. Am verabredeten Tag versetzt mich Andrejewski. Erst eine Woche später erreiche ich ihn wieder.

Zu unserem ersten Treffen, wieder ist der »Wienerwald« angesagt, bringt Andrejewski einen älteren Herrn mit. Er wird mir als Herr Harder vorgestellt. Die Atmosphäre ist freundschaftlich. Andrejewski berichtet, daß er eine Unterlassenserklärung von der Hamburger-Hochbahn-AG bekommen hätte. Er solle sich verpflichten, nicht mehr zu behaupten, daß statt deutscher Arbeitnehmer dort vornehmlich Ausländer eingestellt würden. Man habe dort generell Einstellungsstop. »Das können die gar nicht beweisen«, fügt er mit Harders wohlwollendem Nicken hinzu. Harder erzählt, wie schwer es sei, sich mit den richtigen Forderungen nach Ausländerstop durchzusetzen: »Von Helmut Schmidt über Zimmermann bis zu den Grünen werden wie als Nazis beschimpft. Wir sind doch keine Rassisten, sondern wollen nur, daß die Orientalen wieder in ihre Heimat zurückgehen. Da sind sie besser aufgehoben als hier.«

Eigentlich, fährt er fort, sei er gar nicht richtig in dem »Verein«. Er sei nur vom Michael Andrejewski um Hilfe gebeten worden. Und weil Michael das mit den Arbeitslosen und den Gewerkschaften richtig anpacke, unterstütze er diese Sache auch. Darauf erklärt er mir, daß man nur mit einer Partei etwas bewirken könne. Ob ich denn schon 'mal etwas von der Hamburger Liste Ausländerstopp gehört hätte, fragt er. Die sei jetzt groß im Kommen, legt Herr Harder los. Zu den Bürgerschaftswahlen 1982 habe man sie gegründet, weil die Kieler Liste für Ausländerbegrenzung bei den Kommunalwahlen mit 3,8 Prozent so einen großen Erfolg gehabt habe. In Hamburg hätte man nur ein Vierteljahr Vorbereitungszeit gehabt und schon ein Prozent bekommen. » 1986 wird das anders aussehen . Jetzt haben wir 300 Mitglieder, und unsere Finanzen stehen viel besser.« Und: »Bei den nächsten Wahlen in Hamburg haben wir bestimmt unsere drei Prozent . «

Andrejewski macht sich Gedanken über das nächste Flugblatt. »Dafür brauchen wir gute Fotos von den Häusern der Gewerkschaftsfunktionäre, damit die Mitglieder einmal sehen, wie ihre Bonzen so leben.« Ich bekomme endlich die Chance zu helfen: »Die kann ich doch machen. Fotografieren ist mein Hobby, und ein Freund von mir hat ein Fotolabor, in

dem ich sofort entwickeln kann.« Harder ist begeistert. Ich könne doch gleich für die HLA mitfotografieren. Er sei gerade dabei, eine Broschüre über Ausländerkriminalität und Elend in Hamburg zu machen. Dafür brauche er noch einige Fotos.

Als wir aufstehen, zieht Harder mich beiseite und fragt, ob ich nicht vielleicht auch bei der HLA mitmachen wolle. »Da kann man viel mehr erreichen.« Neulich habe sogar Dr. Paul C. Martin ein Referat über den »Staatsbankrott« bei ihnen im kleinsten Kreis gehalten. »Schade, daß Sie da noch nicht bei uns waren.« Teuer sei der Mann aber schon. 800 Mark habe er für das Referat genommen. In einigen Monaten werde David Irving wieder einen Vortrag halten. Dazu will er mich aber dann ganz bestimmt einladen.

Tage später treffe ich mich wieder mit Andrejewski. Bei ihm ist Marco. Wir wollen die Fotos von den Häusern der Gewerkschaftsfunktionäre machen. Wir fahren zur Wohnung des IGM-Vorsitzenden Franz Teichmüller. Michael – wir haben uns mittlerweile auf's Du geeinigt – ist enttäuscht. Keine Villa – nur eine Altbauwohnung. Der große Stuck-Adler über dem ersten Stockwerk versöhnt ihn: »Die nennen uns Faschisten und haben selber so'n Ding am Haus.« Weiter geht es zum DGB-Vorsitzenden Hans Saalfeld, der eine »Villa im Grünen« haben soll. Doch da trifft Michael wieder der Frust: ein simples Reihenhaus. »Fotografier das 'mal so, als ob das mitten im Wald steht.«

Kaffeepause bei Karstadt. Marco schwärmt von den Waffenbestimmungen in den USA. »Da kannste ja sogar mit 'nem Panzer zur Arbeit fahren.« Eine Schwarze, die in der Küche beschäftigt ist, geht vorbei. Marco: »Da ist schon wieder ein Arbeitsplatz, Michael. Beruf: Rumbummeln .«

Als ich wenige Tage später Andrejewski die fertigen Fotos bringe, lädt er mich zur Flugblattkonferenz ein. Wieder im »Wienerwald«. Diesmal ist auch die Jugend da, auf die Harder so setzt. Kai, Jörn und Marco sind in schwarzes Leder gekleidet mit festgeschnürten und geputzten Springerstiefeln. Andrejewski bringt die Erfolgsmeldung vor, daß zwei Volkswirtschafts-Kommilitonen von ihm in die HLA eintreten wollen, dann legt er einen Flugblattentwurf vor, in dem meine Fotos eingeplant sind. Titel: »SPD und Gewerkschaftsbonzen – das sind sie, Eure 'Arbeitervertreter'«. Tenor: »...hetzen Arbeiter in sinnlose Streiks (35-Stunden-Woche), benachteiligen deutsche Arbeiter zugunsten von Ausländern, weil die ihre verläßlichsten Anhänger sind.« Bis auf kleine Umformulierungen segnen wir das Flugblatt ab.

Harder rät, einige Passagen des Flugblattes noch mit »Rieger« abzusprechen. (Jürgen Rieger, Anwalt in Hamburg-Blankenese, NPD-Mitglied, Vorsitzender der »Gesellschaft für biologische Anthropologie, Eugenik und Verhaltensforschung«.) Andrejewski spricht gegen eine Absprache mit Rieger, weil er seine »Rechtschutzversicherung ausprobieren« will, doch Harder bringt ihn zur Vernunft: »Gegen die Gewerkschaft kommst du nicht an.«

Am nächsten Tag stehe ich schon wieder auf der Matte. Ich warte auf Harder, der mich von meiner vorgegebenen Wohnung mit seinem grün-gelben VW-Käfer abholt. Ein Kartuschke, den ich noch nicht kennengelernt habe, sitzt schon im Wagen. Außerdem stehen auf der hinteren Sitzbank zwei Kartons mit Flugblättern der HLA, die wir heute vormittag in Briefkästen stecken wollen. Vorher holen wir noch Andrejewski und Marco Schmirander ab.

Im Stadtteil Billstedt nimmt mich dann Harder unter seine Fittiche. Mit den Flugblättern in Plastiktüten ziehen wir von einer Haustür zur anderen, und er rät mir, bei verschlossenen Türen die beiden oberen Klingelknöpfe zu drücken. Wenn dann geöffnet würde, dann solle ich einfach »Zeitungen« in den Hausflur hineinrufen. Wir sind einige Stunden zusammen und Harder redet wie ein Buch. Trotz mehrerer tausend Flugblätter, die wir an diesem Tag verteilen, kommt keine negative Reaktion von Leuten, die sofort ihre Briefkästen öffnen und das Blatt lesen. Dann endlich Gebrüll hinter uns: »Wo ist das Pack?« Wir werden von einem etwa 45jährigen Mann angesprochen. Ich muß mich beweisen und gehe in die Offensive: »Haben Sie das denn überhaupt schon gelesen?« »Nein, das brauche ich nicht. Es reicht, was druntersteht.« »Na, dann lesen Sie sich das 'mal durch, und dann können wir wieder miteinander reden.« Harder ist sichtlich angetan und tritt mir jetzt zur Seite. Zu zweit stehen wir vor dem Mann, der das Blatt zerknüllt und wieder ins Haus geht. »Es gibt immer noch ein paar Verrückte«, murmelt Harder.

»Der Michael, das wird unser neuer Führer«, plaudert Harder, während er mich nach Hause fährt. »Der hat 'was auf dem Kasten und viel Idealismus, mit dem er Leute mitreißen kann. Das ist ein feiner Kerl, der von Kameradschaft viel hält. – Und wie finden Sie es denn jetzt bei uns?«

»Nachdem, was ich bis jetzt gesehen habe, macht es richtig Spaß.«

»Na sehen Sie.«

Noch während wir uns über Krieg und Frieden unterhalten und darüber, wie im Zweiten Weltkrieg für Deutschland bei einem besseren Panzereinsatz an der Westfront noch etwas zu retten gewesen wäre, hält Harder vor meinem tatsächlichen Wohnhaus.

»So, da wären wir.«

»Nee, nee, wir müssen noch ein ganzes Stück weiter«, kontere ich. Es ist ein Test Harders und Beweis dafür, daß sie sehr vorsichtig geworden sind.

Harder fährt mich noch zu meiner angeblichen Adresse und sagt, während er mir seine Hand auf die Schulter legt: »Ich mag Sie« und »Bis zum nächsten blal«.

Ich melde mich nicht mehr.

Die Personen und ihre Rollen

Ulrich Harder, geb. in Erfurt. Drucker, Dipl. Kaufmann. Wohnt in Hamburg. Harder ist ehemaliger stellvertretender Vorsitzender der NPD Hamburg. Am 15. März 1982 unterzeichnete Harder noch ein Rundschreiben der NPD zur HLA-Gründung. Kurze Zeit später wird von Harder bekanntgegeben: »Der NPD-Bundesvorstand befreit NPD-Mitglieder vom satzungsgemäßen Verbot der Doppelmitgliedschaft in anderen Parteien für diese Parteigründung«.

Harder wurde bekannt für seine Behauptung: »Sechs Millionen ermordeter Juden kann es gar nicht gegeben haben, weil man die viele Asche gar nicht hätte wegtransportieren können.« Er ist Verfasser von Broschüren: »Nietzsche als Ursache des deutschen Untergangs« I und II.

Michael Andrejewski geb. in Baden-Baden. Student der Volkswirtschaft an der Uni Hamburg. Wohnt in Hamburg.

Andrejewski war führender Funktionär der »Jungen Nationaldemokraten« (JN) und kandidierte für die HLA zur Bürgerschaftswahl 1982 in Hamburg als Spitzenkandidat im Bezirk Wandsbek. Ist gemeinsam mit Harder stellvertretender Vorsitzender der HLA. **Marco Schmirander,** geb. in Hamburg, Träger im Bestattungsgewerbe, wohnt in Hamburg.

Konkret 06/85, S. 44

Otto Köhler

Deutsche Frage

Auf dem Schlesiertreffen Mitte Juni in Hannover wird wieder viel Qualm verbreitet. Die Vertriebenenpresse schreibt seit je Klartext. In ihren territorialen Wünschen ist sie längst über die Grenzen von 1937 hinaus

Von Herzen alles Gute wünschte seinen »lieben Pommern« zu Jahresbeginn Dr. Hans Edgar Jahn, der altehrwürdige Präsident der Pommerschen Abgeordnetenversammlung. Er sagte den »lieben Landsleuten« auch, was seine »Antwort auf die Frage der Zeit« ist, nämlich: »Die deutsche Frage bleibt offen, solange wir es wollen!« Und dann klar, aber undeutlich: »Die Aufgaben für das neue Jahr sind gestellt. Wir wollen uns mühen, unserem Auftrag gerecht zu werden. Packen wir es an!«

Einer packte zu kräftig an und verbrannte sich – das hätte er nicht nötig gehabt – dabei die Finger: Thomas Finke, Absolvent des PSV-Bataillon 800 für Psychologische Verteidigung. Als Antwort auf Jahns Aufruf in der »Pommerschen Zeitung«, schrieb der 21jährige Thomas Finke im »Schlesier« seinen berühmten Schlachtplan zur Lösung der offenen deutschen Frage:

Die Streitkräfte der Bundesrepublik Deutschland rücken – ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen – durch DDR, Polen und Tschechoslowakei – bis zur russischen Grenze vor. Sie werden vom überwiegenden Teil der Bevölkerung als Befreier begrüßt. Die sowjetischen Streitkräfte räumen zuvorkommend Ostpreußen, das Memelland, die Karpato-Ukraine und behindern den deutschen Vormarsch in keiner Weise.

Der junge Thomas Finke, damals noch Mitglied der CDU, hatte recht: So muß es ablaufen, wenn wir es endlich anpacken und unser oberstes Verfassungsgebot vollenden, Deutschland in Frieden und Freiheit wieder zu vereinigen. Krieg, den wir nicht wollen und noch nie gewollt haben, gibt es nur, wenn sich die Sowjets den friedlich vormarschierenden deutschen Truppen feindselig in den Weg stellen.

Ganze Generationen von Vertriebenenfunktionären haben so gedacht, haben so denken müssen, wenn sie bei Verstand waren – doch nie haben sie das Erfolgsgeheimnis verraten.

Es war die Schuld des Thomas Finke, alles ausgeplaudert zu haben. Das wird ihm bis heute nicht verziehen. Die »wahnwitzige Auslassung eines jungen Mannes« nannte Vertriebenen-Präsident Dr. Hans Czaja den Artikel, den Finke »Nachdenken über Deutschland« betitelt hatte.

Finke mußte wegen Schädigung des Ansehens und Unvereinbarkeit seiner Auslassungen mit den Zielen der Schlesischen Jugend dieselbe verlassen. Die »Pommersche Zeitung« sah allerdings auch Grund zur Freude: Bei allen negativen Folgen, die »der unglückliche Artikel« für die Vertriebenen möglicherweise haben werden, dürfe man eines nicht übersehen: »Seit vielen Jahren schon war die Oder-Neisse-Frage weitgehend aus den Medien verschwunden, nun aber können Fernsehen, Hörfunk und Presse nicht mehr daran vorübergehen.« Zwar geschehe die publizistische Auseinandersetzung »häufig genug tendenziös«, egal: »Besser gut 'verrissen' als totgeschwiegen zu werden.«

Und Thomas Finke, der doch nur auf den Punkt gebracht hat, was seit Jahren in den hoch subventionierten (1984 allein vom Bund mit 383.546 Mark) Vertriebenenzeitungen steht, mag sich trösten über den offiziellen Zorn, den alle bis hinauf zu Kanzler Kohl über ihn hereinbrechen ließen. Dem Pommern-Präsidenten Jahn ist es vor nicht allzu langer Zeit ähnlich ergangen. Und jetzt ist er wieder wer.

Hans Edgar Jahn war schon acht Jahre älter als Thomas Finke, als er 1943 die Sowjetmenschen als »Bastarde zwischen Tier und Mensch« beschrieb und die Juden als »Bastardgestalten« mit »bestialischen Instinkten«. Und er war doppelt so alt, als er als Chef der von Adenauer finanzierten »Arbeitsgemeinschaft demokratischer Kreise« eine »antibolschewistische Weltfront« aufmachte und eine kriegerische Auseinandersetzung mit der Sowjetunion für »unausbleiblich« erklärte. Als das 1979 hochkam, mußte sich der langjährige CDU-Parlamentarier aus dem Europäischen Parlament verziehen, ja seine Partei drohte ihm sogar mit Ausschluß.

Das sind längst vergangene Zeiten. Als Präsident der Pommerschen Abgeordnetenversammlung – was immer das auch sein mag – ist er wieder wer. Bei einem Empfang zu seinem 70. Geburtstag bemerkte die »Pommersche Zeitung« eine lange Schlange von Gratulationsgästen. »Da sieht man mal, was der Mann alles geleistet hat«, zitierte sie einen von ihnen. Gekommen waren nicht nur alte Mit-Kämpfer: Kai-Uwe von Hassel, Erich Mende, Richard Jaeger, gekommen war auch der Bundestagspräsident Philipp Jenninger, um die Silbermedaille des Deutschen Bundestags zu überreichen, dem Mann, der »die ganze Erbärmlichkeit der jüdischen Rassenseele« durchforscht hatte. Von der Paneuropa-Union gab's die Europa-Medaille, vom Verband Deutscher Soldaten die Silberne Verdienstmedaille, vom Studienkreis Sicherheitspolitik den Ehrenschild, von den Berufs-Pommern die Große Ernst-Moritz-Arndt-Medaille. Und Gratulationen gab's von Zimmermann und Geißler, von Albrecht und Strauß, von Barschel und, ja, auch vom Kanzler selbst.

»Die deutsche Frage bleibt offen«, das sagte nicht nur Präsident Jahn in seiner Neujahrsbotschaft. Das sagte schon Helmut Kohl, als er im September als erster deutscher Bundeskanzler seit 17 Jahren zum »Tag der Heimat« nach Braunschweig eilte. Und die »noch nicht endgültig fixierten deutschen Ostgrenzen«, so zitiert das »Ostpreußenblatt« den Minister für Innerdeutsches, Windelen, sind »Teil der offenen deutschen Frage«.

Der »Pommerschen Zeitung« tut es wohl, an den »Schalthebeln der Bonner Politik einen Mann zu wissen«, der – wie Kanzleramtsminister Schäuble – hervorgehoben hat, daß »wir kein Recht« haben, »die deutsche Frage für nicht mehr offen zu erklären«. Und Bundestagspräsident Jenninger hat es im Oktober auf dem Mitarbeiterkongreß des Bundes der Vertriebenen – laut BdV-Nachrichten – schon etwas deutlicher gesagt: »Die Annahme einer fortwirkenden Virulenz der deutschen Frage sei nicht einfach abwegig und könne nicht mit dem Vorwurf des Revanchismus oder des Pangermanismus diffamiert werden.«

Virulent, so definiert unser Duden, ist erstens: »(von Krankheitserregern) in schädlicher Weise aktiv, ansteckend« und zweitens: »sich gefahrvoll auswirkend«.

Das sieht Dr. Philipp von Bismarck, CDU-Europa-Parlamentarier und Sprecher der Pommerschen Landsmannschaft, nicht anders, und er findet es gut so: »Die deutsche Frage muß auch deshalb offen bleiben, damit eines Tages in Europa wieder bis zum Schwarzen Meer die Freiheit herrscht.« So zitiert ihn die »Pommersche Zeitung« vom Delegiertentag. Man müsse die europäischen Nachbarn für uns gewinnen. Denn, so referiert das Blatt: »Gegen eine deutsche Angelegenheit, die ein Risiko birgt, werde man sich wehren. Deshalb müsse unsere Angelegenheit ein europäisches Risiko werden.«

Wir müssen ein europäisches Risiko, wir müssen virulent sein, uns gefahrvoll auswirken, damit die Freiheit endlich wieder bis zum Schwarzen Meer herrscht. Thomas Finke war mit seinen territorialen Wünschen zurückhaltender, nur in seiner Ausdrucksweise etwas unvorsichtig. Und wo die deutsche Frage offen ist, da kann es für sie, wie die Vertriebenenpresse lehrt, keine endgültigen Grenzen geben. »Schlesien ist unser! Daran kann nach dem geltenden Völkerrecht kein Zweifel bestehen. Ob es unser bleibt, entscheidet der gesamtdeutsche Souverän, d. h. ein wiedervereinigtes Deutschland.« So stellen es die »BdV-Nachrichten« der Vertriebenen-Funktionäre zweifelsfrei fest.

Dieser Souverän verzichtet entweder – das tut aber ein Deutscher nicht – oder er übt völlig legitim seine Souveränität aus, in dem er in sein Eigentum einmarschiert. Krieg würde nur entstehen, wenn die polnischen Truppen nicht ausweichen und sich nicht zurückziehen, also: »In jedem Fall ist und bleibt es eine böse Unterstellung, wenn man das Motto 'Schlesien bleibt unser' in einen unausweichlichen Zusammenhang mit Krieg und Gewalt bringt!« Oder, so sagt es Präsident Jahn in der »Pommerschen Zeitung«: »Nicht wir erheben Ansprüche auf polnisches Gebiet, sondern die Polen auf deutsches, u. a. auch auf unsere pommersche Heimat. ..«

Für »junge Pommern« gibt es entsprechenden Aufklärungsunterricht. Hat doch da jemand den Satz geschrieben: »Heute möchte ich einige Eindrücke aus Polen, genauer, den ehemaligen deutschen Ostgebieten – Westpreußen und Pommern – schildern.« Ganz falsch! Denn, so korrigiert die Jugend-Seite der »Pommerschen Zeitung«: »Mannomann! Die deutschen Ostgebiete sind nicht 'ehemalig', sondern gegenwärtig und zukünftig. Und Pommern ist nicht Polen.«

Damit, nämlich mit Westpreußen, sind wir über die Grenzen von 1937 längst hinaus. So wie Hitler 1939. Damals nannte er die polnische Stadt Gdynia (deutsche Bezeichnung: Gdingen) in das germanische »Gotenhafen« um – bis 1945. Die »Pommersche Zeitung« bleibt bei Hitlers Sprachregelung: »Die Stadt Kiel hat jetzt mit der polnischen Verwaltung der westpreußischen Stadt Gotenhafen (früher Gdingen) einen Freundschafts- und Partnerschaftsvertrag abgeschlossen. Die beiden Hafenstädte an der Ostsee unterhalten schon seit 15 Jahren 'intensive offizielle Kontakte', das heißt Beziehungen an der deutschen Exil-Stadtvertretung Gotenhafens vorbei.« Sie haben also den zuständigen Gauleiter für die urgermanische Stadt Gotenhafen nicht gefragt.

Ein ähnlicher Vorgang muß sich 1945 ereignet haben, als – wie das »Ostpreußenblatt« befremdet feststellt – die alliierten Truppen die »eigenmächtige Absetzung der deutschen Reichsregierung Dönitz« – immerhin noch vom Führer selbst eingesetzt! – vollzogen.

Die BdV-Nachrichten erkennen weder den »Versailler Raub von Westpreußen bis Oberschlesien« an, noch wollen sie über diesen »Raub nach 1918 hinaus auf ein Viertel des verbliebenen Deutschen Reiches einfach verzichten.« Und die in den BdV-Nachrichten angebotene Karte »Deutschland und Deutsche Siedlungsgebiete«, lehrt, daß die deutsche Frage im Westen, Norden und Süden vorsichtshalber endgültig beantwortet ist – weder Elsaß, noch Eupen-Malmedy noch Nordschleswig sind oder waren jemals deutsche Siedlungsgebiete. Nach Osten aber steht die deutsche Frage sperrangelweit offen: wir kassieren mehr als die Hälfte Polens, einen Großteil der CSSR und auch vom sowjetischen Staatsgebiet schneiden wir uns auf dieser Karte noch ein schönes Stück ab.

Den 8. Mai konnte die Vertriebenenpresse – auch darin mit Helmut Kohl völlig einig – unmöglich als »Tag der Befreiung« begehen. Schließlich ist es nicht einmal sicher, ob Hitler irgendeine Schuld am Zweiten Weltkrieg hat – das »Ostpreußenblatt« meldet jedenfalls erhebliche Zweifel an – anhand eines Buches aus dem vom stellvertretenden Reichspressechef Helmut Sündermann begründeten Druffel-Verlag .

»Niemand, der sich mit den Zusammenhängen beschäftigt hat, wird heute noch ernsthaft behaupten wollen, der Erste Weltkrieg sei von Deutschland ausgelöst worden und niemand, der die Vorgeschichte des Zweiten Weltkriegs genauer betrachtet, wird daran vorbeikommen, daß zwischen 1918 und 1939 ein gewisser Zusammenhang besteht«, schreibt der Chefredakteur des »Ostpreußenblatts« Hugo Wellems. Der Mann, der zugleich für den politischen Teil der »Pommerschen Zeitung« verantwortlich ist, hat Erfahrung. Er war 1944 Leiter des Reichspropagandaamtes in Kowno, redigierte das rechtsradikale »Deutsche Wort« und ist ein intimer Strauß-Freund. In der »Pommerschen Zeitung« spricht er unter dem Motto »Was einmal gesagt werden sollte« von einem dreißigjährigen Krieg der Engländer gegen Deutschland, der durch Handelsneid begründet sei.

Ja, er entdeckt sogar die »Tatsache, daß mit dem Ausgang des Krieges die eigentlich seit Bestehen des Bismarck-Reiches vorhandene Absicht, die in Mitteleuropa entstandene Großmacht Deutschland zu zerstören, realisiert worden« sei.

Im Anzeigenteil gibt es dazu – neben »Exclusiven Busreisen nach Pommern bis Masuren« den Aufkleber zum 8. Mai, gummiert oder selbstklebend angeboten: »Wir Deutschen feiern nicht! 40 Jahre besetzt.« Und der stellvertretende Sprecher der Pommerschen Landsmannschaft Wilhelm Hoffmann hat es in seinem Blatt noch schöner: »Vierzig Jahre Flucht« – alles ruhelose Richard Kimbles. Nein am 8. Mai gibt es – wie eine historische Expertise der »Pommerschen Zeitung« nachweist – für uns Deutsche nichts zu feiern. Denn da gab es nicht nur die Erfahrungen »mit den Rotarmisten, denen ein schlimmer Ruf als Frauenschänder und Plünderer vorausging, sondern auch mit westlichen Besatzungssoldaten.«

Die waren eher noch schlimmer: »Da trieben amerikanische Offiziere im Mai 1945 deutsche Zivilisten in die Todeskammern des Konzentrationslagers Buchenwald, um ihnen dort die Leichen der ermordeten KZ-Häftlinge und damit die Bestialität deutschen Tuns vor Augen zu führen.« Und für Dachau gaben sie eine völlig falsche Zahl von Toten an.

»Das deutsche Schuldgefühl ist pervers«, melden die BdV-Nachrichten und zitieren dazu das sogenannte Maschinengewehr Gottes, den Pater Leppich. Der »redet deutsch«. So: »Die Polen sind bei uns eingebrochen. Breslau ist keine polnische Stadt, ich bin das Gerede von der Schuld der Deutschen satt.« Und die Polen sollen uns gefälligst auch einmal um Verzeihung bitten für das, was sie uns angetan haben. Er fügt hinzu, was ihn an Willy Brandt besonders ärgert: »Den Kniefall im Lager von Auschwitz vergessen wir lieber ganz schnell.«

Die Herrschaften die mit stolzer Trauer in der »Pommerschen Zeitung« berichten, wie sie 1945 in Kolberg ihre eigenen Kirchen anzündeten (»Die Georgenkirche mußte, um dem Feind nicht den Turm als Beobachtungsstelle zu überlassen, durch einen Stoßtrupp in Brand gesetzt werden«), vergessen gern, wie schlecht es Flüchtlingen gehen kann. »Asylantenschwemme bedroht Wirtschaft« gruselt sich das »Ostpreußenblatt« unter Berufung auf den rechtsradikalen CDU-Senator Heinrich Lummer. Die »BdV-Nachrichten« heben anerkennend im Fettdruck hervor: »Einig waren sich die Delegierten in ihrem Protest gegen die Auffüllung der Übergangswohnheime für Aussiedler mit Asylanten.«

Und das »Ostpreußenblatt«, das gegen den »Aberglauben« des »Frankfurter Zerstörungszentrums der Herren Wiesengrund-Adorno und Mitscherlich« zu Felde zieht, belegt er mit den Weissagungen des Nostradamus (1503-1566), daß »die Araber sämtliche Schlüsselpositionen in Wirtschaft und Industrie der europäischen Staaten übernehmen werden«. Die Türken seien »bekanntlich heute schon ein Millionenheer in Europa«, so daß die Zukunftssorge berechtigt ist: »Wird ganz Europa einst von den Anhängern Mohammeds beherrscht?«

Doch bevor uns die Araber »Arbeitsplätze, Wohnungen und Frauen wegnehmen«, müssen wir dafür sorgen, daß die »hunderttausendfachen Vergewaltigungen« der deutschen Frau durch die bolschewistischen Horden in den Medien grausam genug dargestellt werden – in dem vom WDR ausgestrahlten »sowjetischen Propagandafilm 'Das Ufer' werde aber aus einer Vergewaltigung unzulässigerweise eine Romanze. Und so konnten die »BdV-Nachrichten« vom 33. BdV-Landesverbandstag über die Anregung berichten: »Zu prüfen ist, ob das 'Ausschwitz-Gesetz' (sic!) eine Handhabe bietet, den Film zu verhindern.«

Das Gesetz, das Juden und uns alle vor der »Auschwitzlüge« schützen sollte, wird dank der von der CDU eingefügten Aufrechnungsklausel zu einem Verfolgungsinstrument in der Hand radikaler Vertriebenenverbände. »Der Westpreuße«: »...könnten auch Personen, die Gewalt- und Willkürmaßnahmen gegen Deutsche verharmlosen, welche nicht nur in der Vergangenheit erfolgten, sondern sich gegenwärtig fortsetzen, ebenfalls strafrechtlich verfolgt werden.« Mehr noch: »Wenn die geplante Vorschrift Gesetz würde, so muß man darauf hinweisen, daß nach Paragraph 6 Abs. 1 des Strafgesetzbuches die betreffende Vorschrift, unabhängig vom Recht des Tatortes, auch dann gilt, wenn die Tat außerhalb des Geltungsbereiches des Grundgesetzes, zum Beispiel im polnischen Machtbereich oder in der DDR erfolgte und der Täter hier ergriffen oder nach hier ausgeliefert werden kann.«

So wird das sein: Wenn wir den »Ufer«-Regisseur irgendwo erwischen und über die Grenze zu uns bringen, dann ist er geliefert. So wie künftig jeder, der es unternimmt, die vielfältigen Einfälle der Vertriebenenpresse über »Vertreibungsverbrechen« hier oder dort als monströse Schauerballaden zu bezeichnen.

Das »Anthropologische Institut« der Universität Hamburg sucht Männer. Zwischen 20 und 30 Jahre alt sollen sie sein und homosexuell. Wer bereit ist, Speichel abzusondern und sich Blut abzapfen zu lassen, wer sein Gesichtsprofil vermessen, die

Körperproportionen ablichten läßt und seine Körperbehaarung dem Blick der Forscher freigibt, gerät in das Sample einer »Geschlechteranthropologischen Untersuchung zum Sexualhormonspiegel und seinen Korrelaten«.

Die hundert Mark als »Anerkennung für die Mitarbeit« darf aber erst kassieren, wer obendrein einen Fragebogen ausfüllt, mit dessen Hilfe Depressivität und Aggressivität der homosexuellen Probanden untersucht werden sollen.

Insgesamt hundert homosexuelle Probanden braucht das Forscherteam, um seine Vergleichsgruppe zusammenstellen zu können. Dreißig hatten sie, da kam das am 8. Mai verteilte KONKRET-Flugblatt, das »heterosexuelle Datenschänder« aufforderte, sich als Homosexuelle auszugeben, um so das Datenmaterial der Anthro-Biologen durcheinanderzubringen. Die Forscher sahen sich gezwungen, ihre Datenerhebung um einen Monat zu verschieben, bis die Wirkung des Flugblatts abgeklungen ist. Eine Atempause, die KONKRET nutzen wird, um weitere heterosexuelle Datenschänder entsprechend zu präparieren. Eine Chance auch für das in Hamburg ansässige »Magnus Hirschfeld Zentrum«, seine Passivität aufzugeben und gegen die Datensammler mobil zu machen.

Konkret 06/85, S. 48

Klaus Bittermann

Gomera - Nur die Einwohner stören noch ein wenig

Gomera, eine der kleinen kanarischen Inseln, war während des Vietnam-Krieges US-amerikanischen Deserteuren Fluchtort. Mittlerweile ist die Insel Ziel eines alternativen Tourismus geworden, den die Westdeutschen bestimmen

Als Günther Anders in seinen »Ketzereien« den schwäbelnden Massentourismus in Bangkok und die gröhlenden Münchner im Hofbräuhaus von Casablanca attackierte, stellte er fest: »Unser Zeitalter ist das erste, in dem wir zugleich weitgereist und provinziell sein, fortfahren und zuhause bleiben können«. Diese Überlegung hat ihre Gültigkeit über den konventionellen Massentourismus hinaus behauptet, denn es sind schon lange nicht mehr nur die Neckermänner, die die letzten Südseeinseln in eine bayerische Provinz verwandeln. Auf Gomera, dem letzten vorgeschobenen Posten Europas im Atlantik, sind die shortsberockten Bierbauchtouristen in gerade noch geduldeter Minderheit.

Gomera, eine der kleinen der kanarischen Inseln, die für mehr als 200.000 Deutschen zum Urlaubsrenner der Saison wurden, ist in der Flächenausdehnung nicht viel größer als Westberlin. Als einzige Insel, die aufgrund ihrer unzugänglichen Felsenlandschaft keinen eigenen Flughafen besitzt und somit vom Segen deutscher Masseninvasion verschont blieb, bietet sie vor allem dem lebensraumhungrigen Globetrotter den unschätzbaren Vorteil ihrer dünnen Besiedlung von 64 Einwohnern pro qkm. Schluchtenreich und felsig fällt sie fast an allen Seiten steil ins Meer und nur an einigen kleinen Küstenorten findet man so etwas wie einen Strand, den an der Côte d'Azur allerdings niemand als solchen bezeichnen würde: steinig und mit schwarzem Sand, der auf den vulkanischen Ursprung der Insel hinweist. Im Valle Gran Rey gibt es einen dieser Strände. An der Westseite der Insel gelegen, in einem langgezogenen Taleinschnitt, befindet sich der Hauptknotenpunkt des alternativen Massentourismus: Das Paradies der Freaks und das Mekka der Alternativen.

Bleibt hier der ewig wehende Nordwestpassat einmal aus, kann man auf einem Fleckchen Sand, das sich unter den Steinen immer finden läßt, wobei sich die Steine bei der Freilegung gleichzeitig gut zur Absteckung eines Claims eignen, sogar einen der in jedem Reiseführer angepriesenen 350 Sonnentage genießen. Man kann sogar im Winter ein Bad im Golfstrom nehmen, vorausgesetzt der Wind hat nicht allzu hohe Wellen aufgebaut, vor denen auch der sportliche Typ des Schwimmers kapituliert. Im Gebirge hingegen, dessen höchste Erhebung der Garajonay mit etwa 1.500 Metern bildet, ist Wandern die einzige Möglichkeit, sich einigermaßen warm zu halten, denn pro hundert Meter Höhenunterschied verringert sich auch die Temperatur um ein Grad, so daß in höheren Regionen Temperaturen knapp über dem Gefrierpunkt keine Seltenheit sind. Eine Attraktion allerdings hat diese keineswegs nur kahle Gebirgsgegend zu bieten: Einen Urwald aus dem Tertiär, mithin also die zeitgeschichtlich älteste noch vorhandene Wildnis. Begünstigt durch das hier herrschende feuchte Klima, das die Berggipfel fast immer in Wolken und Nebel einhüllt, wuchert alles überdimensional, was der Tourist zuhause als mickriges Pflänzlein mühevoll im Blumentopf hegen und pflegen muß. Das gigantische Treibhaus läßt jeden Schrebergärtner in Rufe der Bewunderung und des Neides ausbrechen, und nicht zuletzt imponieren ihm auch die fast überall angelegten Terrassen – einzige Möglichkeit landwirtschaftlichen Anbaus – die jedoch, im Zeitalter des Tourismus unrentabel geworden, immer mehr der Wildnis überlassen werden.

Dort also, wo jeder Ausblick tatsächlich so aussieht, wie die kitschigen Postkarten es versprechen und wo jeder Sonnenuntergang die Zahl der Naturmystiker erhöht, ist das angenehme Klima nicht alleiniger Grund für den jährlich wachsenden Alternativtourismus: Es ist vor allem die *Natur im Rohzustand,* die den Freak und den Volksschullehrer gleichermaßen zum Hobbyforscher von Flora und Fauna macht.

»Es wird immer schwieriger, ein Fleckchen Erde zu finden, wo man auf die eine oder andere Weise von Neuem den lebendigen Drang in sich verspüren kann, das verborgene Wesen dieses Landes erfassen zu wollen«, beginnt die Einleitung zu einem Bildband über Gomera, »Traum oder Wirklichkeit«, der von einem alternativen berliner Kleinverlag herausgegeben, bei den Touristen ein Verkaufsschlager zu werden verspricht. Dieser 'lebendige Drang', der die Alternativen sowohl zum Buch als auch zu einem Flugticket greifen läßt, verspricht nichts Gutes für das 'verborgene Wesen dieses Landes'. Die geballte Sehnsucht nach Naturverbundenheit jedenfalls kommt auf ihre Kosten; sie darf sich nach Herzenslust an der Brust der unverdorbenen Natur stillen, ihrer ursprünglichen Reinheit und unangetasteten Unschuld. Und wie zuhause brodelt das Herz des Umwelt- und Naturschützers, wenn er mit ansehen muß, wie gnadenlos eine Schneise durch die Wildnis geschlagen wird, um der Infrastruktur und damit den Anforderungen des Tourismus zu genügen.

Dieser Naturfetischismus entspringt jedoch nicht allein der bloßen Anschauung des wild Wuchernden und des bizarren Felsens als kontemplativer Genuß, sondern einer romantischen Vorstellung von Natur, die ihre reaktionäre Seite dann enthüllt, wenn sie sich dem 'Begreifen der Volksseele' widmet: »...entstanden am Feuer, in enger Berührung mit der Erde, der Luft, durchdrungen von Weisheit und Feinsinnigkeit und behaftet mit dem Duft von Legende, Magie, Gefühlen«. Wußte man vorher nicht so recht, was die 'Volksseele' eigentlich ist, so weiß man nach der Lektüre dieses Satzes wenigstens, daß sie offensichtlich einer völkischen Naturideologie entstammt, dem Wunsch, mit der Natur, wenn auch nicht unbedingt wirklich, so doch auf mystische Art verschmolzen zu sein. Vielleicht kann man dann besser den Schauer

der primitiven Volksstämme nachempfinden, die den Naturgewalten ausgeliefert, sie durch Anbetung und Opfer für sich günstig stimmen sollten .

Die romantische Ader der Autoren wächst sich zur blinden Apotheose von Natur aus und entsprechend liest sich der mit Lyrik angereicherte Bildband wie ein einziges mit Beschwörungsformeln gespicktes Gebet: »...als Seele und Körper der reinen Gestalt eines durch sein eigenes Dasein gequälten Landes entblößen ... gepeinigtes Land dicht belaubter, und in Nebel gehüllter Bergdickichte, in denen sich noch vorzeitlicher Hexenspuk verbirgt; Land poröser, windgepeitschter Hügel, hinter denen die Sonne jeden Tag verschwindet und aufs Neue erscheint ... gequältes Land, das einem Märchen entstammt, wo reglose Wachen aus Stein eifersüchtig den ewigen Schlaf der ausgestorbenen Rasse behüten«.

Das sind nicht nur Ergüsse eines Pennälers, der die Lyrik großer Meister nachahmend Stilblüten aneinanderreiht und dabei über seine eigenen Worte stolpert, sondern sie drücken in apologetischer Weise die typischen Sehnsüchte nach Naturverbundenheit aus.

'Gequält, gepeinigt und windgepeitscht' ist dieses Land, das hier gepriesen wird: Ein Versprechen an die Touristen, sich an den Qualen laben zu dürfen. Nicht liebliche, gezähmte Natur, sondern leidenschaftlich wilde und leidende Schönheit, Elend eines drohenden Untergangs, dessen Schauspiel man sich nicht entgehen lassen sollte. Jetzt hinfahren und dabei sein, lautet die Botschaft und sie ist verstanden worden, eine Botschaft übrigens, auf der schon der Erfolg von Fancks Bergfilmen mit Leni Riefenstahl beruhte: »...die Sehnsucht nach dem Höheren, die Herausforderung und Feuerprobe durch das Elementare, das Primitive; sie (die Bergfilme) handeln vom Schwindelgefühl angesichts der Macht, symbolisiert durch die majestätische Schönheit der Berge« (S. Sontag).

Während also der passionierte Wandersmann als verkappter Hauptdarsteller von »Der heilige Berg« oder »Der Berg ruft« sich durch die Wildnis schlägt, muß ihm jeder profane Kultivierungsversuch von niederer Gesinnung sein. So wird vor allem eines der Groschengedichte aus Gomeras »Traum oder Wirklichkeit« mit seiner Zustimmung rechnen können, die jeweils eine Art Interpretation des daneben stehenden Vier-Farben-Fotos darstellen, für den Fall, daß der Tourist das in der Einleitung angekündigte Geheimnis des jeweiligen Bildes nicht zu enträtseln weiß.

Ein Gruppenfoto mit vier alten Bauern ist mit folgenden Zeilen garniert: »Fahr' nicht fort, mit Deinem Schweiß die Erde zu befruchten – laß sie ruhen – fahr' nicht fort, sie aufzupflügen – das Wasser zu suchen«. Die Aufforderung an die Bauern, ihren Beruf an den Nagel zu hängen, ist durch den Wunsch bestimmt, die Natur in ihrem rohen Zustand zu belassen. Wohin die dann übrigbleibende Regression zu den Affen führt, wird gleich mitbeschrieben: »Nur der Tod kann Dich von Deiner langsamen Qual erlösen – von Deiner endlosen Sklaverei«. Deutlich kommt zum Vorschein, was man von den Inselbewohnern trotz des ganzen Geschwafels von kultureller Eigenheit, drohendem Untergang und Volksseele eigentlich hält: sie werden »zum rübenähnlichen bloßen Anhängsel der Natur« (Pohrt) degradiert.

Natur wird bei diesen dilettantischen und delirierenden Romantikern zu einem Mysterium, zu einem geheimnisumwitterten Subjekt, dessen Hochachtung letztlich nur die Mißachtung der Menschen ausdrückt. So feiern die Ureinwohner der Insel, die Guanchen, die durch die Spanier ein ähnliches Schicksal erlitten wie die Indianer Nord- und Südamerikas, eine Art posthumes come-back; bedauert wird vor allem, daß so wenig über ihre Kultur und ihre Herkunft bekannt ist, kaum jedoch, daß sie ausgerottet wurden. So ist man ihnen immerhin für das Geheimnis dankbar, das sie durch ihr Verschwinden der Nachwelt hinterlassen haben.

Kein Geheimnis ist es hingegen, daß all diese billigen Tricks und leeren Versprechungen nicht ausreichen, um die alternativen Touristen anzulocken. Erst die ursprüngliche Reinheit dieser wilden Natur macht die Anziehung und Attraktion für die Deutschen verständlich. In einem Land nämlich, wo die Vergiftung des Bodens, der Muttererde und der heimatlichen Scholle überall angeprangert wird, ist der verbürgte Erfolg einer sich dieses Themas annehmenden Presse auch das untrügliche Zeichen einer nach Ursprünglichem sich sehnenden Naturideologie. Durch die Gefährdung der Muttererde als höchstes Gut, wird Gomera für die Alternativen zum Lourdes der Gläubigen, zu einem Wallfahrtsort, von dem man sich Heilung vom unaufhaltsamen Vergiftungsprozeß verspricht.

Wenn man einem Kneipengespräch über alternative Selbstversorgung lauscht, das sich in der Behauptung erschöpft, daß dies zwar schwierig sei aber nicht unmöglich und der Pathos einer beschwörenden und immer wiederholten Beteuerung als Beweis für die Wahrheit herhalten muß, kann man nicht mehr sicher sein, es nur in einer der westberliner Scene-Kneipen gehört haben zu können. Diese Kneipen haben sich durch den alternativen Tourismus inzwischen internationalisiert und überall, wo durch einen Geheimtip eine Welle westberliner Freaks hinschwappt, werden Gespräche von Analphabeten zu hören sein: Der Ausstoß gelernter Reizworte, die nicht den einfachsten geformten Satz ergeben.

Nichts müssen die Alternativen somit im Valle Gran Rey missen und alles, was sie glaubten, in Berlin zurückgelassen zu haben, finden sie hier in einem Mikromilieu wieder. Die touristische Infrastruktur hat sich in direkter Weise den Bedürfnissen der Alternativen angepaßt und da ihre wesentlichste Kultur vor allen Dingen in einer ausgeprägten Kneipenkultur besteht, spiegelt sich darin auch Kleinberlin wieder, so wie es leibt und lebt. Folglich gibt es für jeden etwas: Ein etwas heruntergekommenes Strandcafé für den Freak in abgerissener Lederjacke und kunstvoll zerschlissenen

Hosen, den Freak mit der anakoluthen Redeweise, der Karikatur eines Abenteurers und das Abbild eines Papageis. Hier sitzen sie mit dem unvermeidlichen Joint in der Hand und wähnen sich mit Blick auf das Meer auf dem Gipfel kosmischer Weisheit. Hier sieht man den indischen Schmuckverkäufer vom Berliner Kurfürstendamm mit seinem aufklappbaren Reisekoffer, den Vertreter aus Leidenschaft, das alternative Abziehbild seines bürgerlichen Konkurrenten und Vorbilds, der geschickt Urlaub und Geschäft miteinander zu verbinden weiß.

Man muß sich nicht allzu weit bemühen, um im nächsten Café auf eine exklusive Gemeinschaft von Jet-Set-Reisenden zu stoßen. Hier herrscht das Single vor, das im Urlaub die beste Möglichkeit erspäht hat, kurzfristige Bekanntschaften anzuknüpfen, die man danach am besten gleich wieder vergißt, weil sie sich alle zum Verwechseln ähnlich sind. Sie sind Individualisten mit erlesenem Geschmack, mit dem es sich nur schlecht vereinbaren ließe, würden sie sich auf Teneriffa unter die gewöhnlichen Massentouristen mischen. Folglich setzen sie von dort mit der Fähre nach Gomera über, wo sie es wenigstens nur mit Langhaarfreaks und Latzhosenpärchen zu tun haben. Sie scheuen keine Anstrengung, um mehrere Koffer mit Klamotten der neuesten Mode zu schleppen, mit dem ziemlich eigenwilligen und provinziellen Vorhaben, sie Abend für Abend vorzuführen. Die Bar, in der sich diese der Reklame entsprungene Generation trifft, kommt mit der entsprechend lauten new wave Musik ihrem autistischen Bedürfnis weitgehend entgegen: Tänzelnde Bewegung und geübte Gestik mit dem unvermeidlichen Drink in der Hand, sind sie darauf dressiert, die Wirkung eines modefarbenen Blousons zu unterstreichen und die Falten der Hose an der richtigen Stelle hinzukriegen. Eine ziemlich anstrengende Tätigkeit.

Schließlich läßt sich noch eine dritte Kategorie von Gomera-Anhängern ausmachen: Die alternative Mittelstandsschicht. Im lockeren Freizeitlook sitzt hier, in seinem Stammcafé, der Volksschullehrer mit Frau Kind und Hund, vielleicht einem befreundeten Pärchen, um im small-talk irgendeinen Urlaub zu verbringen. Gomera, vor wenigen Jahren erst entdeckt, gehört zum festen Bestandteil ihrer jährlichen Reisepläne. Bereits umfassend informiert über Geologie, Geschichte und Geographie der Insel, gehören sie zu denjenigen, die ihre Tage am Strand ebenso fest eingeplant haben wie ihren Bauchspeck, zu dessen nutzloser Bekämpfung sie an den strandfreien Tagen in den Bergen herumstolpern. Auf diesen Exkursionen fallen sie hemmungslos über die bunte Vegetation her und sind stolz darüber, daß sie ihren Kindern endlich mal zeigen können, wo die Banane herkommt. Selbstverständlich wissen sie auch, wo man am besten essen kann, und sie sind mit einem Spanisch-Intensivkurs für Anfänger sogar in der Lage, im Supermarkt nach diversen Artikeln zu fragen, die nie mehr als fünf Gerichte übersteigende Speisekarte zu lesen und sogar zu bestellen, allerdings nicht ohne etwas pikiert zu bemerken daß der Kellner ihnen die Bestellung zur Bestätigung auf deutsch wiederholt. In diesen Kreisen hat man auch mit verschiedenen Gesellschafts- und Kartenspielen für die langen Nächte vorgesorgt, wo es immer erst neun ist, wenn man meint, es müßte bereits zwölf sein.

Diese im Valle Gran Rey am häufigsten anzutreffende Gruppe mit den netten Umgangsformen bringt die ideale Konsumentenhaltung für den Fotokramladen Thomas K. Müllers mit, der für das Zustandekommen des erwähnten Bildbandes verantwortlich zeichnet. Hier bekommt sein Publikum nicht nur das Buch geboten, sondern auch künstlerisch geschmackvolle Landschaftsphotos und Postkarten, mit denen die zuhause Gebliebenen ausgiebig traktiert werden. Das erste alternative Zentrum mit florierenden Aufstiegsmöglichkeiten für eine deutsche Kolonie, die sich auszubreiten beginnt; längst hat nämlich ein run auf leerstehende Häuser begonnen, die – inzwischen im Preis erheblich gestiegen – .bei deutschen Touristen einen regen Absatz finden.

Es scheint ganz so, als ob Gomera weiterhin fest in deutscher Hand bleiben wird, anders jedenfalls als zur Zeit des Vietnam-Krieges, als sich amerikanische Deserteure hier niederließen. Nach der Amnestie verschwanden sie wieder und auch eine holländische Invasion soll Gomera bereits überstanden haben. Die Deutschen jedoch wird die Insel nicht mehr loskriegen.

Konkret 06/85, S. 54

Horst Tomayer, Ernst Kahl

Hier geht's rund!

Und trotzdem. Es will gewagt sein. Also Kultur. Hinterherjammern, daß Enzensberger Kuba für dreißig Zigarren verraten hat? Niemals? Traurig sein, daß Neuss trotz wiederholtester Mahnungen auch nicht einen Spruch geliefert hat? No Sir! Oder zum Beispiel Ludwig Fels: »Manchmal erscheint mir das ganze Leben als eine feindselige Handlung, und ich rätsle unaufhörlich über die Gesinnung des Todes.« Ja, Ludwig, ich habe unlängst einen Fernsehfilm im Dritten gesehen, vormittags, glaub ich, da hat eine Schlange eine Gans verdrückt. Vom Stietz her, also die Gans. Die Gans war zur knappen Hälfte im Rachen von der langen Schlangen und konnte es mit ihren Augen noch immer nicht glauben. Ludwig! Kultur bezugsweise Leben ist, wenn man trotzdem lacht. Wir jedenfalls, vom Kommando 8. Mai Wolfgang Borchert, werden nicht müde, wach zu bleiben und unter Umständen vor Kunst zur warnen, wenn sie uns erzählt, daß Schornsteine Zähne sind, die in den Himmel beißen. Ferner nehmen wir es nicht länger hin, daß sich zwei Millionen Arbeitslose nicht und zwar nicht einmal irgendwie zu organisieren vermögen. Von wegen Kulturnation. Man muß sich ja nur ein Mal vorstellen, wie erwachsne Leute sich dieses Boot von der Schreckschraube Buchheim reinziehen. Oder Wenders. Dieser Streit mit Augstein. Unglaublich. Und die Hahn hat schon wieder einen Preis gekriegt dafür, daß sie sich so effektiv an der Austreibung des Fickens aus der Lyrik beteiligt. Unsereiner sieht natürlich keine müde Mark bei so Unternehmungen wie »Geraffte Sprache am Beispiel des Genetivs«, das heißt, doch: Hermann bezahlt uns ganz gut.

Ansonsten: Mal wieder die Sportmärchen von Ödön von Horvath lesen. Und im übrigen gilt: »Wenn man mich fragt, wo denn die intimste Erkenntnis jenes innern Wesens der Welt, das ich den Willen zum Leben genannt habe, zu erlangen sei oder wo es die reinste Offenbarung seiner selbst erlangt, so muß ich hinweisen auf die Wollust im Akt der Kopulation. Das ist es! Das ist das wahre Wesen und der Kern aller Dinge, Ziel und Zweck alles Daseins!« Und wie Günther Anders den Brecht reinlegte, ausgangs der zwanziger, also der Anders legte dem Brecht Texte von Hegel und Marx vor und der Brecht sollte raten, welche von wem, denn er fuhr damals auf Marx ab und mit Hegel können sie mich mal, sagte er, aber er verschätzte sich total und hielt Hegel für Marx, also Dinger gibt's in der Kultur, man könnte reinbek verrückt werden.

Manifest der 1253 Anschläge

Du Hutmacherin! Wenn an dich die Order ergeht, der Kanzlergattin eine dem Gebilde Anita Ekbergs in Fellinis »La dolce vita« nachempfundene Kopfbedeckung für das von scharfgeschliffnen Hackenschuhn aufgereizte Stelzen über das von der Bundeswehr für Umbringübungen benutzte ehemalige Gelände der SS zu Bergen Belsen anzumessen, dann gibt es für dich nur eins: SAG NEIN!

Du Kamera-Assi des Zweiten Deutschen Fernsehens! Wenn dir der Kamera-Mann sagt, du sollest die Schärfe ziehen, damit er das in vom Versuch der Trauer in das Grauen der Kenntlichkeit getunkte Pasta-Gedicht des wegen des ins Aprilwetter fallenden 40. Geburtstags des Aufhörns des KZs Bergen Belsen in einen so genannten Übergangsmantel gekleideten Kanzlers in die Fresse-Totale kriegt, dann gibt es für dich nur eins: SAG NEIN!

Du in der Gewerkschaft der Polizei organisiert an den Deutschen Gewerkschaftsbund Mitgliedsbeiträge Abführender! Wenn dich deine Vorgesetzten in jene Ordnung stiftende beziehungsweise erhaltende Schicht einweisen, in welcher du auf dem so genannten KZ-Gedächtnis-Gelände zu Bergen Belsen mit gegen die Farce der Ehrung durch den solide wirkenden High-Tech-Star-War-Man Reagan mit Meinungsplakaten bewaffnete Nachfahren von den Nazis umgebrachter Menschen jüdischen Glaubens möglichst gewaltunauffällig deportieren sollst, dann gibt es für dich nur eins: SAG NEIN !

Kommando 8. Mai Wolfgang Borchert

P.S. Natürlich haben sie wieder mal alle gekuscht, die Hutmacherin, die Bullen und der Kamera-Assi. So wird das nie was, Ihr Schnarchsäcke!

Konkret 06/85, S. 64

Horst Tomayer

Nina Hagen

Die nachfolgenden Zeilchen über Nina Hagen sollten schon im Winter letzten Jahres rein. Aber es ging ein Engel durch den Redaktionsraum und wirbelte mit seinen Fittichen das Skript vom Tische. Erst jetzt, da ich, Kulturkommissar und mächtig wie Shdanov nie, Herr über leben und Tod von Texten bin, kommt das kleine Stück zum Zuge. Ist es frauenfeindlich?

Ist es nur liederlich geschrieben? Ich hab es nie erfahren. Ich wollte damit lediglich meinungsfrei dokumentieren, wie Kunst Kids verarscht. Wie also mit Jungschen umgesprungen wird, die, so es ihnen nicht mittelschichtig oder upperklassisch an der Wiege gesungen wurde, weder von rasiermesserscharf geschnittenen Videoclips noch von solchem, die schöne, physisch praktizierte Sexualität verhöhnendem Gottgelaber satt werden. Ob das nun Hagen heißt oder Prince, scheißegal. Ich meine, daß man »Masters and Servants« gern hört, bezugsweise »I can't stand the rain«. Aber wenn man sich nicht mehr wundern darf darüber, wie Frau Turner den tapfer fortschrittlichen Blackmusicman Ron Williams auf die Frage »What do you think over the soziale Lage from the Negros in Ämmerikä verhältnismäßig frech answert: »No Polletik, no comment«, no, dann möchte einem doch der Feitel in der Hose aufgehn, bezugsweise möchte man sagen, ob die vielleicht einen kleinen Sprung in der Violinschüssel haben. Wie ja überhaupt nicht oft genug gewarnt werden kann vor Kunst. So, das mußte mal raus. Und jetzt bin ich auch wieder ganz ruhig und Kumpel.

Nach langer emotionaler Irrfahrt hat die Pop-Interpretin Nina Hagen (27) endlich ihren existentiellen Frieden in der von His Divine Grace A. C. Bhaktivedante Swami Prabhupada begründeten Religionsgemeinschaft (Kennwort »Hare Krsna«) gefunden. In einem dreiviertelstündigen Gespräch, das das Jugendfernsehen des Hessischen Rundfunks aufzeichnete und ausstrahlte, sagte die Künstlerin den sie abfragenden »kids«, daß sie nicht mehr an ihren früheren, schrillen Werken (»Unbehagen«) gemessen werden wolle, das sei doch »alles Vergangenheit«. Insistierende Fragen konterte die Künstlerin geschickt und gekonnt: »Wenn du mich wirklich irgendwo gerne haben würdest, dann würdest du mich als Mensch und Mitbürger einfach lieben, einfach nur, weil ich da bin und atme und sehe und wegen irgendwelcher Platten, die mich liebens- oder hassenswert machen können, einfach nur, weil ich da bin, mehr verlang ich nicht... was hab ich denn gemacht? Ich hab doch bloß Platten gemacht, deshalb braucht man doch nicht zu meckern oder? Entweder dir gefällt die Platte und du spielst sie ab in deinem Haus und kannst dazu grooven und da braucht man doch überhaupt nicht soviel darüber zu faseln, sondern lieber mal welche machen, lieber mal kreativ tätig sein, die eigne Energie, die man vor Monaten oder Jahren... ich mache mir überhaupt keine Gedanken über diese Kunstprodukte, die ich in der Vergangenheit ausgespuckt habe, sondern daß ich mich mit der Gegenwart beschäftige und daß ich ständig neue Lieder mache mit meinen Freunden, so daß ich ständig mit dem Universum in den verschiedenen Jahreszeiten mich auch selbst verändere und immer neue Sachen auf den Kunstteppich weben tue.«

Die Attacke einer sich in Kritisiererei gefallenen Achtzehnjährigen, die Künstlerin habe »was verloren, die ganze Power irgendwie verpfiffen«, sie habe doch sonst immer so »gut loslegen können«, parierte die Angegriffene, die dezent geschminkt sowie in kuschelig-puscheligen Fellboots auftrat, mit dem Verweis darauf, daß sie nach wie vor sehr wohl »loslegen« könne: »Ich stehe jeden Abend auf der Bühne. Was machstn du am Abend? Gehst unter die Dusche und ins Bett und wirfst mir vor, keine Power zu haben. Find ich ein bißchen gemein, weißtu, ich mach das seit Jahren und ich bin'n glücklicher Mensch und beschäftige mich mit ganz vielen Angelegenheiten, um die Welt zu verändern und du wirfst mir vor, daß meine Power verpfiffen ist, da komm ich mir'n bißchen gehaßt vor, ja?! Was hab ich dir nur getan?«

Auf ihre weiteren Plane angesprochen gab Nina Hagen ein bis dato gehütetes Geheimnis preis: Ihr Verhältnis zum Pop-Kameraden David Bowie: »Ich will bei David Bowie 'ne Hauptrolle spielen in dem nächsten großen Film. Ich glaube, wir treffen uns schon im Traum und besprechen die Angelegenheit bereits. Und da bleibt alles auf einer dermaßen gehobenen Basis, daß – also ich weiß nicht, ob ich das jetzt sagen soll, ob ihr das versteht, aber...«

Und dann, ermuntert von den Neugierigen im Studio:

»Da gibts keinen Sex mehr, es geht um höhere Dinge, das Reinstecken mit David, das würd ich nicht bringen, ich würde mich wahrscheinlich wahnsinnig verlieben und, und so, aber diese Energie und auch in den Träumen ist es so, daß ich also wenn er da ist und so auf irgendwelchen Parties und Backstages und irgendwelchen Kaffeeräumen oder Theaterbühnen oder Hotelräumen ... wir lieben uns unendlich, aber da gibts keinen Sex, und er hats auch gesungen, »I never touch – uuhuhuhuuu«, ich hab'ne totale Beziehung mit ihm, die total real und wirklich ist, und wir treffen uns in meinen und bestimmt auch in seinen Träumen.«

Um eine Erläuterung des Begriffs »Liebe« gebeten, sagte Frau Hagen: »Ich würde niemals von ihm verlangen, mich irgendwie körperlich zu befriedigen, das brauch er nich, denr,r wir befriedigen uns mit, äh, an; deren Dingen, mit Kunst, Liebe...« Überhaupt solle man die »platonische Liebe in diesem versauten Zeitalter nicht unterschätzen«. Auf die Frage, wielange sie mit Herrn Bowie bereits verkehre, wandte die Sängerin ein: »Schon lange, seit Jahren, aber ich bin eine von

denjenigen, die warten können, den richtigen Moment, wo das Universum kling klong macht, nicht etwa king kong, sondern kling klong, denn – hätte ich gepusht und ihn schon vorher kennengelernt, bevor diese Träume stattgefunden hatten, dann hatte er doch gar nicht gewußt, was er jetzt weiß, wer ich bin, in einem andern Traum hat er mir gesagt, ich vertraue dir jetzt, total, das war nach dem Festival, ich ging nach Hause und was träum ich von David Bowie? Wir sitzen im Hotelzimmer und machen ganz viele Faxen und was weiß ich für komische Stimmung da herrscht und ich in meinem verschmierten Make up und all die Energie geht durch und am Schluß sagte er: 'Nina, I trust you now!'«

Konkret 06/85, S. 66

Uwe Bogen

Molis für die Polizei

Ralf fährt einen 13jährigen VW-Bus, dessen Roststellen kunterbunt übermalt sind. Aufkleber schmücken das Heck: »Widerstand braucht Phantasie« oder »Freiheit für Nicaragua«. Ralf geht öfter zu Demos, protestiert gegen Waffenexporte in die Dritte Welt und klebt nachts schon mal politische Plakate – auch ohne Genehmigung.

Welchen Job übt Ralf aus?

Falsch, er ist kein Student. Auch kein Berufsdemonstrant. Der Kerl ist Polizist!

Zumindest war er es, fünf Jahre lang, in Pforzheim und Umgebung. Das ging nicht gut? Am Schluß saß der 23jährige Beamte, der so gar nicht ins Polizei-Klischee gepaßt hat, im Terroristen-Gefängnis Stuttgart-Stammheim. Anklage: Versuchte Brandstiftung bei einer Waffenfirma.

Und so fing die ungewöhnliche Polizei-Laufbahn an: Auf der Suche nach Freiheit und Abenteuer landet der unpolitische Ralf siebzehnjährig im Polizeidienst. Sein Einsatz gegen Hausbesetzer in Freiburg wird zum Schlüsselerlebnis. »Ich hab mir überlegt, das ist gar nicht schlecht, was die da machen.« Noch am selben Abend wechselt er auf die andere Seite. Sympathisch findet er die »Chaoten«, von denen er bisher nur Gruselmärchen gehört hat. Konsequenz: er stellt sich quer im Dienst, »bewußt provokativ«, sagen seine Vorgesetzten später. »Ich habe es auf die Spitze getrieben, um die Leute aufzurütteln«, rechtfertigt sich Ralf.

Dem kritischen Bürger in Uniform stinkt manches: »Ausländer werden in der Wache schlechter behandelt als Deutsche. Die politische Gesinnung der Kollegen reicht gerade von konservativ bis rechtsradikal. Ralf kommt nicht klar mit der »Bild-Zeitungs-Mentalität« seiner Kollegen – und liest »Konkret«, auch das eine Provokation. Als die anderen mal wieder über die »linken Chaoten« spotten, setzt er ihnen ein »Konkret«-Foto vor: ein Polizist, der Steine wirft. »Schaut nur mal her, solche Leute gibt's auch bei uns.«

Nicht mit Steinen, mit einem Molotow-Cocktail hat der 23-jährige dann in der Nacht zum 23. Februar vergangenen Jahres geworfen. Der Anschlag in Niefern-Öschelbronn bei Pforzheim richtet sich gegen eine Firma, die Waffen herstellt und die auch in die Dritte Welt liefern soll. Ralf sprüht an die Fassade: »Waffenproduktion – Geschäft mit dem Tod.« Sein Molotow-Cocktail (»Wie man das Ding bastelt, hab ich auf der Polizeischule gelernt«) verursacht einen Schaden von 360 Mark. Ein Arbeiter der Nachtschicht kann den Brand ruckzuck löschen. Länger dauert es schon, bis die Kripo dem Kollegen auf die Spur kommt. Kommissar Zufall hilft: Als Ralf einige Wochen später Witz-Plakate gegen Innenminister Zimmermann klebt – die halbe Stadt hat er zugepflastert – wird er erwischt.

Hände hoch! An die Wandt Der Uniformierte befingert den wilden Plakatierer: *»Na, was bist du eigentlich von Beruf ?«*

Ralf, wahrheitsgemäß: »Dasselbe wie Du!«

Der Polizist wird wütend und nimmt ihn mit auf die Wache.

Dort wird's zur Gewißheit: einer aus der eigenen Reihe ist ins Netz gegangen. Die Polizei-Oberen, die Ralf schon lange auf dem Kieker haben, ahnen Schlimmes: Womöglich hat sich ein Spitzel aus der Szene ins Polizeirevier geschmuggelt.

Ralfs Wohnung wird durchsucht. »Die haben alles auseinandergenommen.« So entdeckten die Beamten auch sein Tagebuch. Wie er es vom Dienst gewohnt ist, hat der ordentliche Polizist Ralf stets Protokoll geführt und am 25. Februar 1984 vermerkt: »Um ein Uhr warf ich ein Moli durchs Fenster der Firma Heckler und Koch und besprühte die Fassade mit roter Farbe.« Große Aufregung beim Pforzheimer Revier: Ein Polizist als Terrorist? Der hochbrisante Fall geht sofort an die Stuttgarter Staatsschützer. Der Moli-Werfer muß nach Stammheim ins Gefängnis. Nach zwei Wochen hektischer Ermittlung steht fest: Der junge Pforzheimer ist ein Einzelgänger, ohne Verbindung zur RAF. Ralf darf nach Hause. Umsonst hofft er auf eine Meldung in den örtlichen Zeitungen: »Meine Aktion sollte doch dazu dienen, daß sich die Leute Gedanken machen.« Die Pressestelle der Polizei, die sonst jeden Mofa-Diebstahl meldet, gibt die heikle Nachricht nicht weiter.

Ein Jahr später sitzt das »schwarze Schaf« der Pforzheimer Polizei auf der Anklagebank. Erst beim zweiten Anlauf kann verhandelt werden. Richter Dehlinger vom Pforzheimer Amtsgericht läßt den ersten Termin sausen, weil es Anzeichen dafür gebe, daß linke Gruppen stören wollten. Der erste Termin für Pforzheim: Denn am 23. Februar 1945 starben 20.000 Einwohner im Bombenhagel. Zum Gedenktag wird in der kleinen Großstadt heftig debattiert. Die örtliche Friedensinitiative sorgt für Aufregung, als sie einen Zusammenhang herstellt zwischen Rüstung und Kriegsgefahr. Der Brandanschlag von Ralf ist ihr gar nicht recht. »Der will sich nur wichtig tun.«

In der Hauptverhandlung gegen Ralf geht es um die Gewaltfrage. »Jede friedliebende Gruppe der Friedensbewegung lehnt es ab, daß man Molotow-Cocktails wirft«, bemerkt Richter Dehlinger. »Normalerweise bin ich für so etwas auch nicht zu

haben«, erwidert der Angeklagte. Sein Vorgehen führt er auf Alkohol zurück (zur Tatzeit hatte er nach Aussage des Sachverständigen 2,1 Promille). Richter Dehlinger: »Aber Alkohol kann keine Tat erfinden.«

Ralf wird nicht müde zu versichern, daß er Gewalt prinzipiell ablehnt. Bisher seien seine Aktionen allesamt gewaltfrei gewesen. Da war zum Beispiel die »Schneckenaktion«: Auf Luxuskarossen leerte der Polizist Eimer voller Schnecken aus. Für Ralf waren das Gags, auf satirische Art habe er die Leute zum Denken bringen wollen.

Mit einem »milden Urteil angesichts der spektakulären Tat« (Richter Dehlinger) endet der Prozeß: Ralf kriegt sechs Monate auf Bewährung. Der Staatsanwalt hatte zehn Monate gefordert. »Auch ich habe Aversionen gegen Firmen, die Waffen herstellen«, gesteht der Staatsanwalt. Aber wenn man Molotow-Cocktails werfe, begebe man sich auf kriminellen Boden, und das sei nicht zu billigen. »Es geht nicht an, daß sich jeder so entfaltet wie er will. Dann haben wir das Chaos.« Nach Ansicht des Staatsanwalts befand sich Ralf auf dem besten Weg dorthin. »Einerseits hat er die Polizeiordnung verurteilt, andererseits dort gearbeitet.« Ralf, inzwischen Schlosser: »Mein Fall hat zumindest gezeigt, daß es auch bei der Polizei fortschrittliche Leute gibt. Daran denkt der Ex-Polizist, wenn er bei der nächsten Demo seinen früheren Kollegen in die Augen blickt.

Konkret 06/85, S. 66

Simone Schmid

Aus der Welt der Wendejugend

Rot-gr□ n die Dekoration, an den W□ nden klebt Freiheit f□ r Sacharow, daneben pappt Strau□ . Etwa 60 Jugendliche, durchwe adrette Buben und M□ del und ein Dutzend CSU-Obere nebst Gattinnen.

Die Junge Union Germering, Landkreis Fürstenfeldbruck, hat zum Jubiläum geladen. Mit Gerd Knesel und »Liedern gegen links« will sie zeigen, daß sie »farbig, bissig« ist, daß »wir uns gegenüber den anderen dadurch auszeichnen, daß wir nicht nur Grundsätze haben, sondern sie auch ausführen!« Mit fünf Mark (1 Knesel + 1 Getränk) war man dabei.

Nach Begrüßung sämtlicher Ehren-Fraktions-Landtags-Bezirks-Kreis-Ortsverbands-Europa-Vorsitzenden und zwei Landtagsabgeordneten bleibt kaum jemand übrig, der nicht namentlich genannt ist. Der große Vorsitzende, zwar geladen, doch leider unabkömmlich, läßt grüßen. Es folgt ein Rückblick auf 25 Jahre Junge Union (»Bei unserer 20-Jahr-Feier vor sieben Jahren«), dann gibt's einen Blick in die Zukunft (»In drei Jahren bei unserer 30-Jahr-Feier«), und dann kommt Knesel. Nicht Fesl, wie manche irrtümlich glauben.

»In Süddeutschland ist alles noch in deutscher Hand«. Der Einstieg ist geschafft. »Aber auch einige wenige Nordlichter tun etwas politisch Vernünftiges«, nämlich er. Anerkennender Beifall. Dafür gibts aber auch gleich ein »Liebeslied« an die Veranstalter: »Deutschland unser Heimatland wollen wir bewahren, Juuuuunge Unioooooon, dafür steht sie ein!« Viel Beifall, ein paar kugeln sich vor Lachen. Anschließend erzählt der Barde von seinen traurigen Erlebnissen bei den Rundfunkanstalten: Ein Redakteur »...sonst eher warm, fiel uns in den Arm!«. Heftiges Kopfnicken im Publikum bei: »Ist ein Linker erst mal drin, ist Meinungsvielfalt schon dahin!« Klar. Man weiß ja, wie es im Bayerischen Rundfunk zugeht. Knesels Song über »meine Liedermacherkollegen aus der Szene« kommt weniger gut an. »Krüversüpp, Tünnes Knader, Scheibenklein, blanker Degenhardt«, die kennt man anscheinend so und so nicht. Auch der Witz über die »Obereiermacher« und dessen Pointe »wo die Brutalität einsetzt, da hört die Legalität auf«, bedarf längeren Nachdenkens. Dafür trifft das Wortspiel »Lieber ein Haus im Grünen als einen Grünen im Haus« voll ins Schwarze. Und erst bei »Oskar Wasserstrahl. Waaas, den kennen Sie nicht?? Lafontaine!!«, da ist des Lachens kein Ende.

Auch zur Friedensbewegung hat der Künstler sich so seine Gedanken gemacht: »Bei denen gehts im Privatleben nicht friedlich zu!« und »die schmeißen mit Steinen nach Polizisten!«. Da kann der frühere Innenminister Seidl gleich ganz heftig mit dem Kopf dazu nicken.

Kommt Knesel mit seiner Gitarre, sich und den vergeblichen Anleihen bei Biermann nicht weiter, untermalt er per Playback-Cassette. Da haut's dann gleich wieder hin. Beispielsweise mit dem tollen Schunkellied »Du siehst ja aus wie Rübezahl mit deinen langen Haaren«, das man sich auch auf Schlesiertreffen gut vorstellen kann. Mit dem »Fesselballonlied«, das er »schon oft in amerikanischen Rundfunksendern sang« und das er nun »in englisch bringt, wenns wer nicht versteht, für die bring ichs dann in deutsch«, trifft er scheints nicht so die Stimmung. Es will auch niemand eine Übersetzung. Erst die »Ballade für die Bundeswehr«, die »einzig wirklich große Friedensbewegung« reißt ihn dann doch noch ein bißl raus. Irgendwie, man kann sich nicht helfen, irgendwie kommt der Knesel nicht so recht an. Ob das wohl daran liegt, daß er ein wenig wie ein Zwetschgenmanderl wirkt, das so tut, als wäre es ein Märtyrer?

Tatsache ist, der Abend wäre wahrscheinlich in die Hose gegangen, wäre da nicht Hubsie gewesen. Hubsie, 17 Jahre, der mit seinem Freund Lancelot, 15 Jahre, ein Querbeet-Debüt gab, daß es nur so krachte. »I sing eich iaz sis länd is mei länd. Aber auf deitsch. Weil englisch versteht eh koana!« Und Hubsie singt bayerisch: »Des Land is mei Land, es is nur für di und mi. Aber ned für Preißn, ned für Grüne, ned für Rote. Is nur für Schwarze und für die Junge Union!« Beifall, Gejohle. Der Hubsie ist halt einer von uns ! Es folgen (»nix Politisches!«) ein paar »Wahlsprüche der Grünen«. Sie lauten »Freiheit für Grönland, weg mit dem Packeis« oder »Ich geh kaputt, gehst du mit«. Und das Wendejugend-Publikum applaudiert begeistert, haut sich auf die Schenkel, »mei is der guat!«

Nach Hubsie muß Knesel sich gewaltig anstrengen, das Publikum doch noch in den Griff zu bekommen: Es gelingt ihm mit dem »Sozius, wissen Sie was ein Sozius ist, ein Trittbrettfahrer. Er prangert an den Überbau, lebt selbst wie Schweinchen Schlau... Sie werden immer fetter. Sie wissen schon Heinz Oskar Vetter, hähä!«

Als Krönung hat Knesel sich »die Internationale bekämpft das Menschenrecht« aufgehoben, und zwischen Disko-Blinker-Glitzer-Licht verkündet er sodann die inhaltsschweren Worte: »Die geballte Faust kann niemals streicheln!« Dafür bekommt er aber doch noch einen anständigen Applaus. Nur Zugaben, die will niemand. Wahrscheinlich deshalb nicht, weil er wieder mehr wie ein tragischer Pinsel wirkt. Vor allem am Schluß, wenn er seine Schallplatten anbietet, die er »selbst produzieren muß, weil mich die Schallplattenindustrie boykottiert«, und daß von den 20 Mark »2 Mark für einen guten Zweck sind, nämlich für mich!« Die Solidarität untern den Rechten funktioniert entsprechend. Er verkauft etwa vier Stück.

Dafür erhält Knesel dann von seiner Begleiterin, die auch die Kasse fest im Griff hat, eine Erlaubnis: »So Gerd, jetzt darfst du, Gerd! « Und wie er so da sitzt und seinen erlaubten Cognac trinkt, da hat man das Gefühl, den hat er bitter nötig.

Konkret 06/85, S. 68

Horst Tomayer

Deutsche Gespräche

Vielleicht fragt der Wörner ja mal die sechs Bu-Weh-Generale, die beim »Traditions-Kränzshen« des Göringschen »Rammjägers« Walther Dahl waren, was man sich da so alles über die Juden erzählte. Oder wurde nur übers »Runterholen« geredet? Horst Tomayer, ungedient, bat Dahl zum Vortrag. Der auch fackelte nicht lange

Dahl

Stangassinger, Rektor vom Landerziehungsheim Prinz Luitpold in Hohenpeißenberg, zur Zeit ist ja wieder so viel im Schwange, das heißt, der 8. Mai ist ja Gottseidank

Hahaha

vorüber, das war ja ein grausames Hickhack

Furchtbar

da haben wir uns gedacht, daß wir Sie im Rahmen unserer Gegenwartskunde zu einem Vortrag einladen.

Sehr gerne, ja

Gell, Herr Oberst, der Herr Doktor Frey von der »Nationalzeitung« war so freundlich, mir Ihre Telefonnummer zu geben. Über was könnten Sie, Herr Oberst, vortragen?

Ja, über die Reichsverteidigung, wie das im Kriege lief, die Verteidigung der Heimat, ihrer Zivilbevölkerung und die Abwehr der Großangriffe, Tag und Nacht, auf Hamburg, auf Dresden und all diese Sachen, ich bin am Samstag durch Hohenpeißenberg gefahren, hab da 'ne Tasse Kaffee getrunken, ich war beim Geschwadertreffen in Holzkirchen, und in Schongau war ich und in Augsburg, hab' meine alten Flugplätze besucht.

Ja, herrlich, Herr Oberst, wunderbar, und da haben Sie ihre alten Flugplätze besucht?

Jawoll

Und die stehn noch?

Ja, da ist jetzt die Bundeswehr drauf, bin ja auch oft eingeladen da, bei der Bundeswehr.

Sie haben noch Kontakt zur Bundeswehr?

Ja, ja, ich fahr jetzt gleich wieder weg, nach Koblenz, wo ich heute abend wieder spreche, mit dem Irving zusammen, und morgen sprechen wir in Würzburg, eine Vortragsreise ist das.

Herr Oberst, in welcher näheren Eigenschaft waren Sie denn damals bei der Luftwaffe, also bei der ehüm...?

Passense auf, ich habe in der Reichsverteidigung sämtliche Tagjäger unter mir gehabt mit fliegendem und Bodenpersonal, so stark wie die Reichswehr, einhundertzehntausend Mann waren das, müssen Sie sich mal vorstellen, wir waren stärker wie die ganze Reichswehr, wir, und ich war Inspekteur der Tagjäger, weil alle Flugzeuge, die am Tage geflogen sind, hier im Reich und an den Fronten, Westfront, Südfront, Nordfront, Ostfront, unterstanden mir, zum Schluß. Ich als Inspekteur und General der Jagdflieger. Und vorher hab ich ein Geschwader geführt, ich war der jüngste Geschwaderkommodore von allen, der erfolgreichste, das darf ich heute stark sagen, mit 6.500 Abschüssen.

6.500? Sie allein? Das gibt's nicht!

Im Geschwader, im Geschwader. 6.500.

Aber, Herr Oberst, in der »Nationalzeitung« steht, Sie waren Rammjäger? Was ist denn das? Sie waren ja auch Kommodore der Rammjäger?

Jawoll, das war auch meine Hauptsache. Rammjäger. Das ist eine Erfindung von uns, wir sind nah rangeflogen an den Gegner, den wir mit Waffen nicht runterbrachten, dann haben wir den in der Luft gerammt.

Wie?? Was??

In der Luft auf ihn zugeflogen, ihn gerammt.

Gerammt?

Den Bomber. Na sicher. ***Ramm-Jäger.***

Ja, das ist ja Kamikaze. Ich dachte, das haben bloß die Japaner gemacht.

Ja, dasselbe, wie Kamikaze. Haargenau.

Und nicht ausgestiegen?

Doch ausgestiegen schon, sonst würd ich nimmer leben.

Hahaha, freilich da hams recht, das ist klar, und da würden Sie auch drüber vortragen?

Ich hab' die letzten Jahre überall, auch bei der Bundeswehr, Vorträge gehalten, also das ist alles hieb- und stichfest, da ist kein Wort, was bezweifelt werden kann.

Waren Sie denn auch in Nesselwang, zufällig, weil Sie doch in unserer Gegend waren?

Nein, war ich nicht, bin vorbeigefahren. Ich war ja bei m e i n e m Geschwadertreffen. Ich war doch in, ich war doch (laut, immer lauter) mein Geschwader hat doch ein Treffen gehabt, da kann ich doch nicht nach Nesselwang fahren, verstehen Sie mich doch!!! Die SS war eine Truppe für sich, ich war ja bei keiner SS, ich war Jagdflieger. Ihr schmeißts das immer durcheinander, ihr Leute!! Ich bedaure das sehr, ich habe die Waffen-SS schon sehr, schon sehr, na, nah, bewundert, will mal sagen, befördert, bin für die eingetreten und alles, hab alles gemacht für die, wie kein andrer von der ganzen Luftwaffe, bin ich für sie als Kamerad eingetreten. Aber ich muß ja nicht überall, wo die was haben, hinrennen, wenn mein eigenes Geschwader sein Treffen hat, kann ich doch nicht sagen, ich komm nicht hin, ich muß nach Ne-Ne-Nesselwang, verstehn Sie?! Das ist 'ne Truppe für sich gewesen. Ich hab' gesagt, ihr müßt mal sehen, daß ihr allein, äh, allein Schläge austeilt. Ich mach das ja auch. Bei uns ist das natürlich was anderes, die Luftwaffe ist nicht die Faschiss- äh, die's deutsch, da war der Bürgermeister da in Holzkirchen und dann war die Bundeswehr da mit sechs Generalen, das ist ein ganz anderer Anstrich. Obwohl auch zwei Störer da waren bei uns.

Was? Störer??

Ja, ja, die hab' ich aber rausschwirren lassen.

Sie haben was sehr Schönes gesagt, sie hätten ja schließlich mehrere Tausende runtergeholt, feindliche, und da lassen Sie sich heutzutage von ein paar Papierschwalben keine Angst machen

Jawoll hahahaha

Herr Oberst, das ist ein trefflicher Ausdruck, da mußte ich sehr herzlich lachen, Herr Oberst

Sehnsemal, meine Schwiegertochter und meine beiden Enkelkinder waren dabei, als die mich bei der Ordensverleihung (des »Europäischen Freiheitspreises 1985 der Nationalzeitung«, d. V.) mit Pfuirufen empfangen haben. Das hat mir auch eine Frau zugerufen. Da hab ich gesagt, wissen Sie, als sie noch im Schoße oder auf dem Schoße ihrer Mutter waren, habe ich hier, genau, sehnsemal zum Himmel obenhin, neun Bomber abgeschossen über dieser Stadt, schämen Sie sich, pfui Teufel!! Da kam keine mehr ran, mit mir können die das nicht machen, verstehn Sie?! Mit mir geht das nicht.

Herr Oberst, Sie arbeiten zur Zeit an einem umfangreichen Buch über Geschichtslügen, könnten Sie da aus diesem Buch schon was vortragen?

Ja, das kann ich schon vorlegen, selbstverständlich, aber nicht im Wortlaut, sondern allgemein kann ich das behandeln.

Das ist ein »Lexikon der Geschichtslügen«?

Jawoll, und das zweite ist »Der Soldat in zwei Weltkriegen«

das geb ich auch heraus. Auf dem Buch ist ein Stahlhelm mit dem Lorbeer droben, das Buch der Wehrmacht, das kommt auch im Herbst heraus. Mein Vater ist ja 18 auch gefallen ich bin ja persönlich betroffen, vom ersten Krieg schon.

Das kann man aber jetzt schon bestellen, billiger ist es dann, gell?

Jawoll. Sie können auch die Gold- und Silbermedaillen von mir bestellen. Die Silbermedaille kostet 98 Mark im Vorzugspreis und die Goldmedaille, die ist ja reines Gold, kostet um die 480 Mark. Aber später ist das auch teurer.

Sie sind praktisch Militärschriftsteller?

Jajajaja.

Herr Oberst, wie sehen Sie diesen ganzen Rummel um den 8. Mai?

Müssen wir uns mal unterhalten, wenn ich bei Ihnen bin. Das ist furchtbar, alles Mache, kann ich Ihnen am Telefon ruhig sagen, alles jüdische Mache. Die Juden sagen nämlich, ein toter Jude ist mehr wert als ein toter Deutscher, verstehn Sie, das geht nicht, ich achte einen toten Deutschen genau wie einen toten Juden, aber die machen es umgekehrt, die sagen, ihre Toten sind wichtiger als unsere. Nicht (laut, lauter, d. V.) ein toter Jude ist mehr wert als ein toter Deutscher. Das ist eine Frrrrecochheitt, von diesen Leuten, eine Frechheit. Und die Juden haben das ganze Ding angezettelt und das ganze Theater auch gemacht, in Bitburg, mit dem Bundeskanzler, mit dem Reagan, und diese ganze Hetzerei in Amerika, ist rein von den Juden nur erfunden. Das deutsche Volk muß erkennen, was für ein Gegner...die Juden wollen das bis ins siebte Glied verfolgen, wie es in der Bibel steht, zur Zeit ist das dritte Glied erst dran, und das zweite, bis ins s i e b t e Glied, stellnse sich das mal vor.

Das ist eine lange Zeit.

Die Erbschuld und die Erbsühne und der blöde Heuß, dieser Rindviech, der hat gesagt, Erb, äh, Erb-äh, wie war das, Erbschaden, so ähnlich. Ich muß da lachen drüber, was die an uns getan haben, also das ist zum Lachen überhaupt, nicht, was die andern getan haben. Aber ein toter Deutscher ist nicht soviel wert wie ein toter Jude. Stelln Sie sich das mal vor.

Herr Oberst, waren Sie nach dem Krieg bei der Bundeswehr?

Nein, war ich nicht.

Ja, Herr Oberst, wann könnten Sie denn vortragen?

Das ginge erst im Juni.

Wenn man Sie anschreibt, welche Adresse?

Heidelberg eins, Buchwald weg..

Buchenwaldweg? ? ?

Buchwaldweg!! Mein lieber Mann (sehr laut, d. V.) da hat meine Tochter in Spanien dauernd »Buchenwald« geschrieben, da sag ich, ich bin hier kein KZ, Buchwald, hahahahahaha, nicht Buchenwald, Buchwald, haha, neunzehn. Stelln Sie sich mal vor, das Buchenwald, das ist schon eine dolle Verwechslung, daß ich hier diesen Namen habe, das ist schon doll, hahahahaha, zufällig war ich in Weimar, was etwas unterhalb von diesem KZ Buchenwald liegt, bin also fast jeden Tag am Abend drübergeflogen, aber das KZ hab ich nie gesehen, wir haben ja keine Verbindung dahin gehabt, müssen Sie sich mal vorstellen, und heute machen sie uns dafür verantwortlich, nicht, alles klar. Schreiben Sie mir und wir machen einen Termin aus.

Jawoll, Herr Oberst.

Wiederschaun.

Jawoll, Herr Oberst, aufwiederschaun!

Konkret 06/85, S. 70

Corinne Schelbert

Ein Herz für Inder

Das Kino hat die Dritte Welt wiederentdeckt. Aber die feinsinnige Herablassung des neokolonialen Melodrams ist schlimmer als die Ignoranz früherer Breitwandepen

»Imagine oll the people«, singt *John Lennon* am Schluß von *»Killing Fields«,* als sich Amerikaner und Asiat in einem thailändischen Flüchtlingslager in die Arme fallen. *»l love you«,* sagt der vom Roten Khmer geschundene Dith Pran, alles Leid aus seinem Gesicht verflogen und *»Ich verzeihe dir«.* Das Happy-End mit ein paar Kinderaufnahmen empfiehlt sich direkt als Vorführobjekt für eine Unicef-Gala. Rührung steigt hoch, der Krieg bloß ein böser Traum, die Liebe hat gesiegt. Egal, daß der Kambodschaner Pran in Wahrheit der Unterhund des »New York Times«Reporters Sidney Schanberg war und ihm vor allem Kaffee ans Bett brachte und ihn mit feuchten Augen seiner immerwährenden Loyalität versicherte, egal, daß Schanbergs Schuldgefühl, Motor des Dramas, bloß Behauptung und somit nicht real oder gar störend ist, egal, daß hier noch einmal das Klischee vom treuen, kindlich anhänglichen Eingeborenen gegenüber seinem weißen Master perpetuiert wird, Hauptsache die Gefühle sind schön und wir sind gerührt, auch wenn die Produzenten die Rührung kräftig mit Lennon, mit Softrock von *Mike Oldfield* und einmal gar mit einer Puccini-Arie herbeitrommeln müssen. Egal auch, daß die Musik just in dem Augenblick dissonant wird, als die Roten Khmer in Phnom Pen einmarschieren (und nicht etwa als die Amerikaner versehentlich die Zivilbevölkerung bombardieren), egal, daß die Roten Khmer durchwegs hysterisch schnattern und ungerührt Reis in sich hineinschaufeln, während die Amerikaner immerhin zu ihren Vergeltungsaktionen ein abwechslungsweise besorgtes cooles Gesicht machen, egal, daß ein Film, der sich so betroffen über die Zerstörung kambodschanischer Kultur ausgibt, erst am Ende bei den Rolltiteln südostasiatische Töne anklingen läßt...

Alles egal, denn Kino ist nun mal größer als das Leben. Wenn sich zwei Menschen (wieder)finden, ist das ein erhebendes Erlebnis und muß gebührend inszeniert werden, auch wenn im Zuge davon ein Land, ein Krieg, eine Politik zur Staffage verkommt. Der Regisseur *Ronald Joffé* hat sein ungelöstes Verhältnis zu Politik und Ästhetik unbewußt verraten, als er sagte: *»Ich wollte schon immer versuchen, einen Film zu machen, der die Härte von 'Die Schlacht von Algier ' mit einer etwas zugänglicheren ('more accessible') Story kombiniert und die opernhafte Qualität von 'Apocalypse Now' hineinmischt. «*

»More accessible« – zugänglicher, sprich unverbindlicher, publikumsfreundlicher, kommerzieller *(Cillo Pontecorvo* zeigte in »Die Schlacht um Algier« schließlich nur den algerischen Befreiungskampf und nicht anderes) und *»human interest stories«,* das sind die Zauberformeln der Kinoindustrie. Stellt man den Menschen derart sentimental in den Vordergrund, werden Kriegsschuld und politische Implikationen irrelevant, es geht somit nicht mehr darum, *warum der Mensch leidet, nur noch, daß* er leidet. *Francis Ford Coppola,* dessen opernhafte Qualitäten in »Apocalypse Now« von Joffé gerühmt werden und der mit seinem Vietnam-Fiebertraum die Schönheit des Schreckens sicher vollendet gezeigt hat, war immerhin klug genug, seinen Film, den er im Projektstadium im Bemühen um militaristische Unterstützung des Pentagon sowohl als *»mythisch«* wie *»proamerikanisch« zu* verkaufen suchte, nicht als Film gegen die Gewalt zu deklarieren, denn: *« Wenn man den Horror des Krieges und aufgeschnittene Leute zeigt und dabei sagt, man wolle neue Gewalt verhindern, ist das eine Lüge. Gewalt erzeugt Gewalt. Wenn man einen Haufen davon auf die Leinwand bringt, dürstet das Publikum nach mehr«.* Der Krieg, mittlerweile (spätestens seit Vietnam) ein banales Fernsehereignis mit einer fixen Dramaturgie, ist auf der Leinwand fast immer attraktiv, schaurig-schön. Den Mythos nimmt man ihm solange nicht, als man gefühlvolle Musik dazumischt, ein Blutbad »inszeniert«, mit ausgeklügelten Kamerabewegungen dem Drama Eleganz einhaucht. Coppola war immerhin ehrlich: Er hat nie von Menschlichkeit, von Friedenssehnsucht gesprochen.

Wahre Geschichten, reale Konflikte, echte Situationen, wie auch immer artifiziell hergestellte Authentizität – mit solchen Versprechungen drapiert sich der politische Film, der so sorgenvoll beladen mit der »Last des weißen Mannes« daherkommt und uns während zweier unterhaltsamer, mit den raffinierten Mitteln des Kinos zur Vorspiegelung wahrer Tatsachen, auf äußerst angenehme Weise Ablaß gewährt. Man ist betroffen und hat gesühnt. Man leidet mit und beweist sein Engagement. Denn der Schrecken ist »zugänglich« geworden. Und die Kritik macht mit. Sie gibt sich als betroffen aus. Das ist *ihr* humaner Beitrag; eine lädierte Filmkritik sieht hier ihre Chance zur Legitimation. Es herrscht ein Konsens, der Angst macht, der einer Verschwörung gleichkommt.

Friedliebende Kinozuschauer brauchen friedliebende Kinohelden. Ein ausgesprochener Glücksfall war vor zwei Jahren *Richard Attenboroughs »Gandhi«,* welchen der Regisseur in seinem Schulbuch-Epos zum launischen Einzelgänger reduziert hatte, den der Westen, verunsichert durch den Terrorismus, nur allzu willig als Apostel des gewaltlosen Widerstands und sonst nichts empfing. Ein kleiner Mann im Lendenschurz, der einer Kolonialmacht die Stirn bot und ihr seinen Willen aufzwang – wie schön und passend ein solches Beispiel für ein Establishment, das sich mit Radikalen und Militanten herumschlagen mußte. Da machten auch die Liberalen mit, *Coretta King,* die Witwe Martin Luther Kings wurde eingespannt, Attenborough bezeugte für den indischen Friedensapostel seine nimmermüde Faszination – »Ich *bewundere*

Mut«, sagte er hundertmal in Interviews – als wäre der gewaltfreie politische Kampf des Mahatmas bloß eine verwegene Pfadfinderübung gewesen und nicht eine Strategie, um Indien in die Unabhängigkeit zu führen. So gab es in »Gandhi« nur Sentimenal-Heroisches, alle Ecken und Kanten und Widersprüche der historischen Figur wurden eliminiert.

Indien war Attenborough wurscht, die Inder, für die Gandhi doch gekämpft hatte, waren ihm wurscht, sie blieben gesichtslose Masse, die paar wenigen indischen Protagonisten wurden in Gute und Bösewichte unterteilt, das arme Indien war eine pittoreske Idylle. Die Peinlichkeiten verliefen am Rande, fast unbeachtet: *»Einen Preis für den Frieden«,* nannte Attenborough den Oscar für »Gandhi« bei der Zeremonie und die freie Welt jubilierte, wohl vergessend, daß gewaltloser Widerstand, wo immer praktiziert, eine ziemlich blutige Sache ist (zuletzt in Südafrika).

Attenborough hat sich auch damit gebrüstet, daß die indische Regierung ihn großzügig finanziell unterstützte, auch hier drang kaum ins Bewußtsein, daß *Indira Gandhi,* die sich gerne als geistige Erbin ihres Vaters Nehru und indirekte Nachfolgerin des Nationalheiligen Gandhi ausgab, nur allzu gern einen Film unterstützte, der dem damaligen Moslem-Politiker *Mohamed Ali Jinnah,* Erzfeind ihres Vaters, der nach Abzug der Briten 1947 für die Teilung, d. h. Abspaltung Pakistans von Indien sorgte, die Rolle des Bösewichts zuschob. Und in der allgemeinen Euphorie um dieses »zutiefst menschliche« Porträt einer historischen Figur ging auch unter, daß Attenborough, der im Film ausführlich zeigt, wie Gandhi 1905 in Südafrika eine Massenbewegung gegen die Rassentrennung auslöste, unbedenklich seine Zusage für eine strikt weiße Premierenvorstellung gab und fast hingegangen wäre, wenn ihm nicht ein paar Marktstrategen massiv abgeraten hätten. Aber man kann einem Mann, der den um panindische Einigkeit bemühten Gandhi als eine Einmann-Friedensbewegung darstellte, wohl kaum verübeln, daß er sich um die Widerwärtigkeit einer Apartheid-Regierung im Unklaren ist. Das sind so die symptomatischen Entgleisungen, die als Randerscheinungen gelten und die menschlichen Botschaften der Filmemacher mitnichten diskreditieren .

»Als ich mit dem Buch begann, hielt ich es für eine kleine Brücke der Sympathie zwischen Ost und West, doch diese Konzeption mußte verschwinden, mein Wahrheitssinn verbietet mir sowas Tröstliches. Ich denke, die meisten Inder, wie die meisten Engländer, sind Filous (»shits«) und es interessiert mich nicht, ob sie füreinander Sympathie hegen oder nicht«. So schrieb der englische Romancier *E. M. Forster,* Autor von *»Reise nach Indien« 1922* in einem Brief. Zwei Jahre später kam der Roman heraus, sechzig Jahre danach vergriff sich Sir *David Lean* daran. Vergreifen ist für diese Buchverfilmung schon das richtige Wort, denn sieht man Leans Spektakel über die unheilvollen Geschehnisse im fiktiven Chandrapore in Britisch-Indien der zwanziger Jahre, liegt zuerst die Vermutung nahe, daß der kürzlich geadelte britische Regisseur nur eine Sünde wiederholt hat, die ein viktorianischer Romancier Jahrzehnte vor ihm gegangen hat. Und daß er verständlicherweise einen Autor wählte, zu dessen Weltsicht, oder besser kolonialistischer Haltung, er, der Konservative mit dem eleganten Geschmack, Affinitäten besitzt. Der Film *»Reise nach Indien«* ist ein stupendes Werk der Vereinfachung und Herablassung. Forsters Roman, wie immer pessimistisch sich der Autor privat über die »shits« auf indischer wie auf englischer Seite äußerte, ist ein stupendes Werk der Einsicht und Einfühlung. Ein Buch, das keine Helden hat, keine Märtyrer, aber Kolonialisten und Kolonisierte, die durch diese Rollenverteilung begrenzt und eingeengt sind und letztlich zueinander, auch bei viel gutem Willen, keine Brücke schlagen können. Am Ende stehen sich bei Forster der Moslem Dr. Aziz und der britische Schulverwalter Fielding nach langer Trennung noch einmal gegenüber, beide sehnen sich nach Versöhnung, nach Wiederbelebung ihrer Freundschaft, doch Aziz sagt: *»Nieder mit euch Engländern. So viel ist sicher. Schert euch weg, ihr Typen, und zwar schnell. Wir mögen uns untereinander hassen, doch euch hassen wir am meisten«.* Erst wenn Indien frei ist von der Kolonialmacht, so impliziert Forster, können die beiden Freunde sein. Unterdrückter und Unfreie können zusammen nicht kommen. Bei Lean gibt es selbstverständlich ein Happy-End: Die beiden schließen sich in die Arme, nach all den Wirren und Mißverständnissen in ewiger Freundschaft verbunden. Das ist bei Lean nicht Wunschdenken, aus Schuldgefühl geborene Projektion, es ist simple Idiotie, dumme, schlecht kaschierte Herablassung. Was konnte man von dem Mann erwarten, der in seinem Heldenepos *»Lawrence von Arabien«* zugunsten seines im Zwielicht erstrahlenden englischen Offiziers-Helden den arabischen Befreiungskampf liegen ließ und ein fürchterliches nordafrikanisches Durcheinander anrichtete, was konnte man von dem Mann erwarten, der in *»Doktor Schiwago«* Rußland und seine Revolution auf ein paar Statisten und die ewig gleichen, ewig wiederkehrenden Pappkulissen reduzierte? Nicht viel, außer daß man vielleicht zwanzig Jahre später Weltgeschichte nicht mehr so unbelastet als Cinemascope-Melodrama verramschen sollte. Doch man kann, und auch hier erntet man generell wieder Jubel der Filmkritik über die Subtilität und Meisterhaftigkeit, mit der im imperialen Kinostil, mit dem Atem der Klassik das Schicksal einer Nation auf der Leinwand ausgebreitet wird.

»Der undurchdringliche Osten« der Angelsachsen! Forster versucht gar nicht erst mit allen Kräften in das Geheimnis einzudringen, er geht bloß seiner Spur nach. Immerhin begibt er sich ins Innere des Dr. Aziz und liefert ein unglaublich eindringliches Porträt eines Inders, der vertrauensselig erst die Gunst der Briten zu erlangen sucht und später, angewidert von der eigenen Vertrauensseligkeit und ernüchtert durch die Verhaftung, sich zum unversöhnlichen Anti-Kolonialisten entwickelt. Es ist nicht nur der Haß auf die snobistischen Kolonialverwalter, der ihn antreibt, es ist auch die Verachtung für seine eigene Ambivalenz und Subalternität. Ein langsames Erwachen, das Forster geduldig Schritt für Schritt aufzeichnet. Am Ende sind keine Gefühle übrig, es bleibt eine Leere, eine Unbestimmtheit, es bleibt bei Absichten, die ins Nichts

führen, und fast scheint es, als hätte Forster die spätere Verwirrung einer unabhängig gewordenen Nation, die, einmal von ihren Herren befreit, in dem durch diese verursachten Durcheinander konsterniert steckenblieb und teuer für die Spätfolgen des Kolonialismus zahlen mußte, vorausgespürt.

Nichts davon bei David Lean. Mit grandioser epischer Gestik geht er säuberlich, pedantisch daran, das Durcheinander zu ordnen, das Geheimnis aufzuschlüsseln und alles Unausgesprochene zu artikulieren. Aziz wird zum rührenden Subalternen à la Dith Pran, tolpatschig, leicht lächerlich und am Ende überlebensgroß. Fielding ist der Alibi-Gute, so wie der restliche britische Club, den Lean so karikierend wie nur möglich zeichnet, zu den Alibi-Bösewichten wird. Denn hat man erst ein paar koloniale Bösewichte installiert – so lautet die Regel in diesen neo-kolonialistischen Filmen – kann man in aller Ausfürlichkeit den guten weißen Mann zeigen, an den sich das Publikum tunlichst halten soll. Und das alles in diesem ordentlichen, Szene auf Szene türmenden Buchhalterstil, der das Chaos in bedächtigem Cinemascope-Rhythmus wegrationalisiert, das Elend wie bei *»Gandhi«* ausgeleuchtet, der Schmutz übertüncht, kalt, beherrscht, rational, ohne Liebe, ohne Passion. Und man denkt, bei Leans *»Reise nach Indien«,* es muß just dieser Stil gewesen sein, den die Inder zu hassen begannen, diese epische, herrische Eleganz, die alle Widersprüche ausradiert. Und auch hier natürlich ein Happy-End, auch hier muß eine Liebesgeschichte her, muß die Freundschaft zwischen einem Moslem und einem Briten an den Haaren herbeigezogen werden, damit man befriedigt das Kino verläßt.

»Imagine all the people . . . « Der neokolonialistische, der patronisierende Film zeigt Konflikte nur, um auch gleich deren Lösung aufzuzeigen. Er gibt sich menschlich unter Auslassung der Menschen. Er nimmt chaotische Ereignisse zur Vorlage und ordnet sie mit dem ästhetischen Empfinden der ersten Welt, mit der ganzen Technologie und dem kinematographischen Knowhow, die ihr zur Verfügung stehen. Er erfindet Geschichten oder spürt welche auf, die sich entweder bereits als »zugänglich« anbieten oder mühelos zugänglich gemacht werden können. Forster schrieb in »Reise nach Indien«: *» Wie ist es überhaupt für einen einzelnen Menschen möglich, mitzufühlen bei all der Traurigkeit, die ihm auf dieser Erde begegnet, bei all den Schmerzen, die nicht nur von Menschen, sondern auch von Tieren und Pflanzen und vielleicht sogar auch von Steinen erduldet werden? Die Seele ermüdet schnell, und aus Angst, das wenige zu verlieren, das sie noch versteht, zieht sie sich zurück hinter die gewohnten Linien, die von Gewohnheit oder Zufall diktiert wurden und leidet dort weiter.«*

Selten wurde auf die schnell ermüdende Seele des westlichen Kinogängers so viel Rücksicht genommen wie heute.

Konkret 06/85, S. 74

Christel Dormagen

Der Satz »Der Satz enthält fünf Wörter« enthält fünf Wörter

»Gödel, Escher, Bach« ist ein schwieriges Buch. Und am schwierigsten zu verstehen ist, wieso ein so schwieriges Buch in den USA zum Kult-Bestseller werden konnte. Aber »GEB« ist witzig, und es ist wissenschaftlich, und es verspricht die Wahrheit – ein allerletztes Mal: die Wahrheit des Code

Herrn Schildkröte hat es immer schon ein bißchen enttäuscht, daß in vielen Büchern kurz vor Schluß nochmal eine extra Spannung aufgebaut wird, wo doch der Leser, der das Buch in der Hand hält, *fühlen* kann, daß die Geschichte bald endet. Er hat also eine Zusatzinformation, die die Lust an der Spannung beeinträchtigt. Deshalb schlägt Schildkröte, in einem seiner Gespräche mit Achilles, »wattierte Enden« vor. Achilles findet die Idee nicht schlecht, nur – einfach leere Seiten am Schluß des Buches als Irreführung oder solche mit sinnlosen Buchstaben bedruckt hätte man wieder schnell durchschaut. Er findet, man müßte einfach Scheinenden produzieren, allerdings dürften die nicht alle gleichwertig sein. Es gäbe das eine echte und die unechten. Und ein intelligenter Leser müßte durch sorgfältige Prüfung in der Lage sein, das eigentliche Ende herauszufinden. Und, so folgert er, »der Verleger könnte eine Garantie geben, daß eine hinlänglich sorgfältige Suche nach dem wirklichen Ende immer ein Ende finden wird, wenn er auch nicht sagen kann, wie lange es dauert, bis der Test ein Ende findet.«

So steht's auf Seite 433 von Hofstadters »Gödel, Escher, Bach«. Und Schluß ist erst auf Seite 791. Oder handelt es sich am **Ende** selber um ein wattiertes Buch mit lauter Pseudoschlüssen, und Seite 433 ist längst übers Ziel hinausgeschossen, ich aber zu blöde, das zu merken? Die Scheinenden sollen ja gerade (fast) ebenso lustvoll sein wie das richtige Buch. Oder wie? Und im übrigen macht diese »Arie mit verschiednen Variationen« zwischen Achilles und Schildkröte u. a. ein zahlentheoretisches Problem anschaulich: das von voraussagbar endlichen Suchprozessen. Daneben gibt es nämlich in der Mathematik auch nicht voraussagbare sowie unendliche. Nur zum Beispiel.

Und so ist Douglas R. Hofstadter, dieses sonnige amerikanische Computer-Spiel-Kind. Was scheren ihn literarisch-hermeneutische Dinge, wenn er an seinen wattierten Buchenden bastelt; was innermusikalische, wenn er Bach mit 3 1/3 multipliziert und Cage herausbekommt (die Intervallstufen zwischen den Tönen b-a-c-h ergeben dann, auf- und abgerundet, c-ag-e); was kunstästhetische, wenn er in Eschers vierdimensionalen Vexierzeichnungen herumspaziert. Er zottelt und tüftelt, rechnet und zaubert (einen Achilles-Schildkrote-Dialog z. B., der – wie Bachs »Krebskanon« vorwärts und rückwärts gelesen werden kann)-am Kulturgut, an den Zahlen, an der Sprache und an der Biologie herum, bis sie ihm das offenbaren, was er herauskriegen will.

Und wiederum ist das Buch nicht ein gradliniger Fortgang, sondern springt selber in »seltsamen Schleifen« (deren einfachste Form das bekannte Möbiusband ist: man dreht einen Streifen Papier einmal um sich selber, klebt die Enden zusammen und erhält einen Ring, der kein Außen und kein Innen hat) auf verschlungenen Wegen um einen versteckten Kern herum, nähert sich ihm, wenn es sich entfernt, wie Alice im Garten hinter den Spiegeln, und ist am Ende (am Ende?) selber ein Endlos-Band: Denn der Schlußdialog- alle Dialoge des Buches sind musikalischen Formen nachgebildet – erinnert an das »Ricercar« aus Bachs »Musikalischem Opfer«, das unvollendet ist und mit Bachs eigenem Namen spielt. Und damit weist er wieder zum Einleitungskapitel zurück, das eben die Entstehungsgeschichte des »Musikalischen Opfers« erzählt. Da Capo also, noch einmal von vorn.

Das wäre schon insofern nützlich, als man, bzw. ich erst beim zweiten Durchblättern und Nachdenken ahne, wo der Autor hinwill. Beim ersten Mal bringen seine Vexierkünste Spaß, man freut sich jedesmal auf die logikspalterischen Gespräche zwischen Achilles, der Schildkröte (den zwei belebten Figuren aus Zenons logischer Paradoxie vom Wettlauf zwischen den beiden, den Achilles nie gewinnen kann), dem Krebs, auch mal dem Faultier oder dem Ameisenbär, der von seiner Tante Colonia erzählt, der Ameisenkolonie: Tante Colonia ist nämlich schlauer als ihre Untertanen Oder kybernetisch: die Ameisenkolonie handelt sinnvoll, die Einzelameise nicht.

Diese Dialoge variieren jeweils die Argumentation der theoretischen Kapitel. Im »Contrakrostipunktus«-Gespräch z. B. erzählt Herr Schildkröte, wie sein Freund Krebs sich jüngst das perfekte Grammophon hat aufschwatzen lassen, das angeblich jeden Ton spielen kann. Das ließ Schildkröte nicht ruhen. Er brachte eine Schallplatte mit einem selbstkomponierten Lied mit. Als Krebs sie auflegt, zerspringt der Plattenspieler. Das Lied hieß nämlich »Ich kann auf dem Plattenspieler P nicht gespielt werden«. Ärgerlich besorgt Krebs sich einen noch besseren Plattenspieler P, und prompt schleppt Schildkröte die passende Sprengplatte an. Es geht dann noch ein bißchen so weiter. Aber jedenfalls muß Krebs einsehen: es gibt für jeden Plattenspieler eine Platte, die dieser nicht spielen kann, und sitzt unversehens mitten im Quartanerdenkrätsel von dem Kreter, der sagt, daß alle Kreter lügen. Und das wiederum ist ein mathematik-logisches Problem, das Gödel beschäftigt hat: das zahlentheoretische System der natürlichen Zahlen gilt nur dann widerspruchsfrei, wenn das System widerspruchsvoll ist; und umgekehrt: Die Widerspruchsfreiheit des Systems läßt sich mit den Mitteln dieses Systems nicht widerspruchsfrei beweisen, weil es sich um eine selbstbezügliche mathematische Aussage handelt.

Diese logische Selbstbezüglichkeit ist Hofstadters Lieblingsidee. Deshalb gefällt ihm der holländische Maler Escher so gut, z. B. seine Zeichnung zweier Hände, die einander zeichnen, so daß keine Original und Kopie ist. Deshalb liebt er Magritte, etwa mit seinem berühmten Pfeifenbild »Ceci n'est pas une pipe«. Und deshalb *auch* Bach, der sich selber komponiert. Und da Hofstadter, Jahrgang 45, eben nicht nur Schriftsteller, Musik- und Kunstliebhaber ist, sondern vor allem Physiker, Mathematiker und Computertheoretiker, zaubert er einem nicht nur sprachspielerische Löcher in den Kopf, sondern entwickelt im Handumdrehen eine hochkomplizierte Einführung in die Zahlentheorie. Bis Seite 443 habe ich auch die schrittweisen Deduktionen begreifen können, die Gleichungen nachgerechnet, und es hat sogar Spaß gemacht. Aber ausgerechnet bei der mathematischen Version der »Wattierungstests«, respektive der Unvorhersagbarkeit, ging es dann erstmal nicht mehr.

Vielleicht tröste ich mich mit meinem Lieblingsgesetz in dem Buch. Es ist nach dem Autor selber benannt und lautet folgendermaßen: »Hofstadtersches Gesetz: Es braucht immer länger, als man erwartet, sogar wenn man das Hofstadtersche Gesetz berücksichtigt.« Auch das Begreifen, denke ich, braucht immer länger...

Das ist selber *natürlich* wieder sehr schön selbstbezüglich oder, mathematisch gewendet, rekursiv formuliert. Im Buch taucht das Gesetz im Zusammenhang mit Schachcomputern auf. In den Anfängen des Computerschach glaubte man, zehn Jahre noch, und ein Computer wird Weltmeister werden. Und als die zehn Jahre vorbei waren, schien es, jetzt würden vermutlich noch etwa zehn Jahre nötig sein, bis es so weit wäre...

Und wo will das Ganze nun eigentlich hin? Eben zu den Computern. Über den 800 seligen und mühseligen Seiten schwebt gewissermaßen die Oberstufenbesinnungsaufsatzfrage: Sind Maschinen den Menschen überlegen?

Und spätestens seit der Mathematiker Gödel 1931 sein Unvollständigkeitstheorem erdacht und erwiesen hat, scheint diese Frage keine mehr zu sein. Denn, so Gödel, jedes formale System braucht zu seiner Beglaubigung ein Metasystem, und dieses kann sich wiederum nur über ein Metametasystem als gültig erweisen. Nur das menschliche Gehirn ist in der Lage, diesen systematischen Knacks zu denken – kein noch so kompliziertes formales System. Genau an dieser Stelle bockt Hofstadter und sagt: Nein. Die Gödelisierung ist selber unregelmäßig, d. h. nicht auf eine endliche Formel zu bringen. Sie kann also nicht gedacht *und* nicht programmiert werden. Beide Systeme sind unvollständig, das menschliche und die Maschine. Und was noch wunderbarer ist: beide arbeiten analog. Darauf läuft nämlich seine Zentralthese hinaus. Es wird nicht mehr lange brauchen (eingedenk allerdings vermutlich des Hofstadterschen Gesetzes!), bis künstliche Intelligenz herstellbar ist, d. h. bis es Computer gibt, die menschliche Gehirntätigkeit simulieren können. Denn auch Wörter und Gedanken, ja sogar künstlerische Kreativität gehorche Regeln, die sich auf Computer-Hardware abbilden lassen.

Bislang hieß es immer: Computer können nur das tun, was man ihnen aufgibt. Menschliche Intelligenz aber in ihrer menschlichsten Erscheinung ist das Gegenteil. Schöpferisch sein heißt Überraschendes denken, Quatsch machen, unlogisch sein und nichtlinear, kurz Unvorhersehbares tun und denken. Damit wurde Intelligenz mit den Mitteln der Intelligenz definiert, also zirkulär. Nicht mehr lange glaubt Hofstadter, dann läßt Intelligenz sich aber außerintelligent beschreiben und dann eben auch nachahmen. In dem Augenblick, in dem man geklärt haben wird, »wie das Bewußtsein aus dem Neuronendschungel auftaucht«, wird sich der Widerspruch Mensch/Maschine auflösen. Wenn man also verstanden haben wird, wie aus der fest verdrahteten Hardware des Gehirns über kompliziertes kybernetische Informationsregeln die Software des Geistes entsteht, wird man die Vernunft vom Gehirn »abrahmen« können, wie Hofstadter sagt, und in andere Systeme verpflanzen.

Und für diese Haupthypothese, daß sich alle Gehirnprozesse »aus einem berechenbaren Substrat herleiten« lassen, daß es also, zugespitzt gesagt, ein »mechanisches Substrat der Kreativität« gibt (»es ist vielleicht verborgen, aber es existiert«), für dieses sein Zentraldogma zettelt Hofstadter das gewaltige und freche Unterfangen seines Buches an.

Einer seiner deduktionistischen Zwischenschritte ist die Biochemie. Eine neue Hauptfigur tritt auf: die DNS/RNS. Es gibt, sagt er, eine Ähnlichkeit zwischen zahlentheoretischen Systemen und ihrer Verkettung untereinander einerseits und den Gesetzen, wie Leben sich fortpflanzt, andererseits.

Gödels Codierung der Mathematik (um mit den Mitteln der Mathematik Aussagen *über* die Mathematik zu machen) entspricht nicht zufällig der genetischen Codierung, nach deren Gesetzen Informationen über den Aufbau von Leben weitergereicht werden. Und beide sind wiederum den verwickelten Teil- und Sub- und Metasystemen der Gehirnarbeit isomorph. Das moderne Straßenfritzchen, mit Bits und DNS und Neuronen mittlerweile auf flottem Fuß stellt sich diesen Zaubermechanismus allerdings zu magisch-schlicht vor: Dieses Gen hier ist für meine zu kurzen Beine verantwortlich, und jenes Neuron hat Schuld an meiner häufigen schlechten Laune. So sei es eben gerade nicht. Die Botschaft sitzt nicht fertig huckepack auf ihrem kleinen Träger. Es geht alles viel verschlüsselter vor sich. Der Pfiff sei die Selbstbezüglichkeit aller drei Systeme. Es gibt jeweils eine hyperverwickelte, rückbezügliche, schleifenbildende Hierarchie von Informationen, die Informationen auslösen, von Symbolen, die Symbole produzieren, koppeln, beeinflussen, in Bewegung setzen. Und in diesem Prozeß erst formt sich das Wirklichkeit spiegelnde Endprodukt. Nur auf der alleruntersten Hardware-Stufe sitzen

die starren und bei allen Wesen gleichen Kleinstteilchen – Neuronen und DNS/RNS-Bits – , die nur je einen einzigen Impuls geben können oder nicht.

Oder anders gesagt: So verschieden berühmte geniale Mathematiker waren, – Mathematik ist Mathematik, egal wer oder was sie betreibt sie folgt identischen Regeln. Alle Mathematiker sind auf der untersten Schaltregelebene isomorph. Deshalb arbeiten der Denkprozeß und ein Computerprogramm auch isomorph. Und wenn das so ist, ist künstliche Intelligenz machbar. Unter künstlicher Intelligenz (AI = artificial intelligence) versteht Hofstadter weniger einen Schach- oder Übersetzungscomputer, sondern vielmehr all die erstaunlichen kleinen menschlichen Fähigkeiten, all die komischen und nützlichen Gedankensprünge, das sich-neben-sich-selber-Stellen, irrationale Meinungen... All das wird eines Tages simulierbar sein. Denn, siehe oben, Inkonsistenz d. h. Unvorhersehbarkeit gehorcht auf tieferer Stufe einfachen Regeln. Und irgendwann – so hofft Hofstadter – kriegt man auch noch raus, wie die bislang schwierigsten menschlichen Geheimnisse zu lösen sind, wie menschliches Analogiedenken, wie bildliches Vorstellen und wie hypothetische Konjunktivphantasien funktionieren. Von den Gefühlen – von Schönheit, Glück, Trauer, Haß und Sehnsucht nicht zu schweigen. Und in diesem Sinne sieht er noch nicht einmal, daß die 'irrationalen' Weis- und *Wahrheiten* der Zenphilosophie, deren erste Regel lautet, es gibt keine Regel, die Zen erklärt, sich diesem Hypertotalsystem entziehen kann oder will. Womit der zur Zeit heiß beflirtete großartige Unterschied zwischen westlichem Dualdenken und östlicher Tiefe erledigt wäre.

So weit und so unzulänglich mein Versuch, von »Gödel, Escher, Bach« zu berichten. Das heißt, unbedingt gehört zum Buch selber sein rechtzeitig installierter Mythos, wie er vom deutschen Verlag, aus den USA übernommen, gleich mitgeliefert wird. Da hat nämlich der Autor erst einen kleinen wissenschaftlichen Aufsatz zu Gödel schreiben wollen. Der gelang nicht, und erst im dritten Anlauf, als er sich direkt an einen textverarbeitenden Computer setzte, wucherte das dicke Buch daraus, das dann von vielen großen Verlagen abgelehnt wurde, um schließlich, bei einem kleinen endlich erschienen, prompt Monate auf der Bestsellerliste zu stehen. Wie es derselbe Mythos will, neben Büchern wie »Mehr Freude am Sex« oder einem Ratgeber für dünnere Oberschenkel, und das wiederum irritierte den, wenn auch unorthodoxen, aber doch Naturwissenschaftler-Autor. Die seriöse Wissenschaft war sowieso peinlich berührt von dem interdisziplinären Windhund. Aber ein Kultbuch wurde GEB.

Wieso? Wie muß 1985 ein Buch beschaffen sein, um eine Aura zu produzieren? Eine amerikanische wohlgemerkt.

GEB verspricht noch einmal im alten aufklärerischen Gestus, das Geheimnis des Lebens zu lösen. Alles wird verstehbar sein, eingeschlossen das alte heilige Rätsel: Was ist der Mensch? Und das scheint erstmal gegenläufig zu allen zur Zeit besorgt beobachteten Irrationalismussehnsüchten. Das Buch bietet nicht angesichts der – alle wissen wir es – so traurig durchrationalisierten toten Welt ein neues Geheimnis an, das das Leben doch noch lohnenswert macht, wie all die neuesten Religionsversätze. Sondern in GEB ist das größte Geheimnis gerade seine wissenschaftliche Aufklärung. Der Reduktionismus wird auf die Spitze getrieben: Was hält alles im Innersten zusammen?

Die neue Weltformel des Code. Ein durchaus kompliziertes, aber im Prinzip durchschaubares Informationssystem, ein Forlmelverbund, in dem längst immer schon alle möglichen, zukünftigen, zufälligen, sinnvollen und sinnlosen, guten und schlechten Lebenserscheinungen chiffriert beschlossen liegen. Und dieser totale Reduktionismus (Hofstadter benutzt das Wort in durchaus nicht abfälliger Weise) ist kein 'unmenschlicher' Determinismus, da er ja dem Leben und seinen kleinsten Bausteinen selber abgeschaut ist: Der Code ist Natur. Und Natur ist gut. Und diese gute Natur ist ein allumfassendes kybernetisches System. Alle ihre Erscheinungen gehorchen *einem* Prinzip, das selber immer gleich ist. Nicht nur die Biologie, auch die Sprache, soziales Verhalten, alle kulturellen Systeme insgesamt beugen sich diesem Modell von Codierungen und Decodierungen – der genetische Code als der Prototyp aller anderen Digitalsysteme.

Damit ist Geschichtlichkeit selber abgeschafft. Es gibt keinen Ursprung, **kein Ziel** mehr**,** keine Fragen nach Sinn und Wahrheit. Die Finalität ist vom Ziel und vom Höchsten in den Voranfang und ins Kleinste verlegt worden. Der Gedanke der Herrschaft aber ist geblieben. Die Allmacht ist in den Code verlegt anstatt in einen Endzweck. Der Himmel hat abgedankt und die Revolution auch. Transzendenz ist nur eine Ausformung von Schalttafelimpulsen.

Die Wahrheit muß nicht mehr gesucht werden, sie ist schon da, und man weiß, welchen Übermittlungsprozessen sie ihr Zustandekommen verdankt. Und wo es mit der Wahrheitsfindung doch noch hakt und hapert – und bezeichnenderweise führt Hofstadter dafür logische Paradoxien an – , da tröstet die Superwahrheit: Unser menschliches Gehirn sei »physikalisch nicht für eine vollständige Darstellung der Wahrheit ausgelegt«. Punkt.

Wenn das nicht eine neue Metaphysik ist, im Namen der Wissenschaft! Ein schönes Versprechen, mit dem wir uns selber zu einem operationalen Modul eines scheinbewegten kontrollierten gesellschaftlichen Gesamtkörpers machen. Und das mit einer Besessenheit, als könnte dieses Begreifen, daß man selber eine von Myriaden identisch ausgelegter Maschinen ist, zur Stillung der Wünsche führen, wo es doch nur die Stillegung der Hoffnung betreibt.

Angesichts dieser wahnwitzigen Sehnsucht nach der, pathetisch gesagt, vollkommenen Entmündigung, versuche ich mich dem betörenden **Endlos-Ge**flecht zu entwinden mit einem möglicherweise gar nicht mehr greifenden altmodischen Gedanken von Wittgenstein. Selbst dann, wenn alle möglichen Fragen nach dem, was der Fall ist, beantwortet werden könnten**,** wären »unsere Lebensprobleme noch gar nicht berührt«.

Konkret 06/85, S. 78

Matthias Altenburg

Bücher
Umsturz vergeht, Anstand besteht

Das erste Vierteljahrhundert der Republik gibt's jetzt komplett im BilderLeseBuch bei Elefanten Press

»Ein eingefahrener Sandweg. Ohne Gräben. Wie breit ist er, kann man das sagen: Er geht über in die Wiese. Oder die Wiese hört auf. Oder geht über in einen Weg. Wie ist das genau? Es gibt keine Grenze. Der Weg ist nicht zu Ende. Und die Wiese fängt nicht an. Das ist nicht ausdrückbar. Und ist der Ort, wo wir leben.« Und ist der letzte Absatz einer der kürzesten, einer der schönsten Erzählungen, die ich kenne. Sie heißt »Das Käuzchen«. Johannes Bobrowski hat sie 1963 geschrieben, zwei Jahre bevor er starb.

Ein anderer Autor zum gleichen Thema; Robert Musil auf der ersten Seite von »Der Mann ohne Eigenschaften«: »Die Überschätzung der Frage, wo man sich befinde, stammt aus der Hordenzeit, wo man sich die Futterplätze merken mußte.« Und was, wenn wir in der Hordenzeit leben? In diesem Fall steht mir Bobrowski näher. Also doch: Standortbestimmung. Was immer auch fragt: Wo kommen wir her?

Das Durchschnittsalter der Konkret-Leser beträgt laut Umfrage von 1982 ca. vierunddreißig Jahre. Also hätten wir ihn in der ersten Nachkriegszeit zu suchen, den Ursprung unserer Macken. Das waren sie, die Jahre, die uns machten mit ihren Facts und Ficts.

Ein Vierteljahrhundert wird besichtigt. Nach »Bikini« und »CheSchaftShit«, den beiden BilderLeseBüchern über die fünfziger und sechziger Jahre, ist jetzt in der Westberliner Elefanten Press mit »Trümmer, Träume, Truman« ein Band über die Zeit zwischen Kriegsende und Gründung der Bundesrepublik erschienen.

Schmalhans hießen die deutschen Männer und Otto Normalverbraucher. Und die alliierten Befehlshaber warnten ihre Truppenmitglieder vor Veronika Dankeschön, so benannt nach VD = Veneral Deseases = Geschlechtskrankheiten. Es herrschte, wie der linke Gewerkschafter Viktor Agartz formulierte, die »Moral der tausend Kalorien«. Gemangelt hat es an vielem: nicht nur an Brot und Fleisch, auch an Liebe und Streit, an Alleinsein und Wissen.

Ich kenne Hans aus der Kneipe. Er wiegt zweieinhalb Zentner, ist voriges Jahr siebzig geworden und kann es nicht leiden, wenn man seine Prothese Holzbein nennt. Hans ist Sozialdemokrat und hat was gegen Ausländer. Die Türken mag er nicht besonders, aber noch schlimmer, sagt er, sind die Amis. Zwar habe er sich immer gewundert, daß es seiner Frau auch in der schlechten Zeit – er meint die ersten Nachkriegsjahre – immer gelungen sei, Schokolade, Zigaretten und Kaffee im Haus zu haben, doch habe er nicht weiter nachgefragt, um, wie er sagt, den guten Geist nicht zu vertreiben. Bis er eines Tages auf Anraten der Nachbarn mal früher von der Arbeit gekommen sei. Der Army-Jeep vor dem Haus habe ihn zwar schon einiges ahnen lassen, aber erst im Schlafzimmer sei er sicher gewesen. Keine sechs Wochen habe es gedauert bis zur Scheidung.

Wo der Hit von heute schon morgen ein Oldie, wo das Amen in der Kirche so wenig sicher ist wie der Arbeitsplatz, da sucht man Gewißheit im Vergangenen. Das Gewesene scheint abgeschlossen und deshalb überschaubar zu sein. So kommt es, daß immer mal wieder die Accessoires eines vergangenen Jahrzehnts zum letzten Schrei der jüngsten Modejünger avancieren. Jetzt – und nicht erst seit gestern – sind es die fünfziger Jahre, die gefeiert werden. Aber diesmal steckt mehr dahinter. Diesmal ist es der Traum vom Neuanfang, vom Wirtschaftswunder, der bestens harmoniert mit dem neuen Traum von Aufschwung und Wende. Und wenn Helmut Kohl meint, was 1949 möglich gewesen sei, müsse auch heute möglich sein, dann wird es höchste Zeit, sich zu erinnern.

Das Männerhaar ist wieder mal kurz. Aber was lag dazwischen, zwischen Kohl und Rock'n Roll, zwischen Punk und Adenauer? Was war los in den Roarin' Sixties?

Die Welt war kleiner geworden; das Fernsehen hatte dafür gesorgt. 1969 hatten 84% der bundesdeutschen Haushalte ein eigenes TV-Gerät. Zehn Jahre zuvor war man zur Flimmerstunde noch in die Kneipe ums Eck gegangen. Jetzt erlebte eine ganze Nation, zu Käsehäppchen und Bier, den Vietnamkrieg im heimischen Wohnzimmer. Die fernen Kämpfe wurden zum bittersüßen Schauer der langen Abende: Guck dir das an, Mensch, geht's uns gold.

Man war wieder wer, auch ohne dicken Bauch. Die spindeldürre Twiggy hatte das wohlbeleibte Ideal der Nachkriegsjahre abgelöst. Öfter mal was Neues. Das galt auch für die Mode. Die »Gezeiten des Rocksaums« (Bazon Brock) standen auf Ebbe; Mini war angesagt. Überhaupt wollte man jetzt locker sein. Im Kopf, auf der Tanzfläche und im Bett. Mit Entwicklung der Anti-Baby-Pille war zum ersten Mal eine fast vollkommen sichere Empfängnisverhütung möglich.

Folglich rollte die »Sex-Welle«. Männlein und Weiblein entdeckten das »unbekannte Wesen«, das Nacht für Nacht im anderen Bett lag. Man konnte nicht hoch genug greifen und nannte es »sexuelle Revolution«. Aber wieder war, wie später noch so oft, das Geschäft schneller als die Befreiung. Was gerade noch der Selbstfindung hatte dienen sollen, die Entdeckung der eigenen Körperlichkeit, wurde flugs zum Objekt der wieselflinken Freizeitindustrie. An den Eingängen der Provinzfilmtheater kontrollierten noch Polizisten das Alter der Besucher, als sich in den Großstädten bereits die ersten Pornokinos etablierten.

Der Musik erging es ähnlich. Eben noch hatten vier junge Arbeiter aus Liverpool ihren Beat in den Clubs der Stadt gespielt, schon steckte man sie in Anzug und Rolls-Royce und schickte sie um die Welt. Ach ja, die Beatles, das war was. Und war schon nichts mehr, als es hier ankam. Träume aus zweiter Hand. So jedenfalls sah es John Lennon im nachhinein. 1961 wurde die Mauer gebaut. An die Ostverträge war noch nicht zu denken. »Geh doch rüber«, das war ein Satz, den jeder zu hören bekam, der gegen Notstandsgesetz und Vietnamkrieg auf die Straße ging. Ein kluges Wort und schon war man Kommunist. Voller Selbstgerechtigkeit versuchte eine Generation, die nicht gern an die eigene Vergangenheit erinnert werden wollte, sich Ruhe vor den eigenen Kindern zu verschaffen. »Man sagt keinem Bekannten in Gegenwart Dritter, wie gut ihm früher die braune Uniform gestanden habe«, so stand es in Hans-Otto Meissners »Man benimmt sich wieder«, einem Bestseller der fünfziger Jahre. Faschismus als Fauxpas. Und da stand auch: »Umsturz vergeht, Anstand besteht«. Schaut man sich die Kids der kühlen Achtziger an, man könnte es fast glauben. Aber erst einmal war es für solche Reime zu spät in den späten sechziger Jahren.

Als Benno Ohnesorg am 2. Juni 1967 unter Polizeikugeln starb, da rückte die gesellschaftliche Opposition von der Peripherie in das Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit. Freud wurde gelesen und Marx entdeckt. Und so mancher brave Bürgersohn kam plötzlich mit der freudigen Nachricht nach Hause: »Mami, ein Gespenst geht um in Europa.« Politik und Alltag, Arbeit und Freizeit sollten eins und anders werden. Man wollte alles und wollte es gleich. Aber die Ansprüche waren zu hoch, die Wege zu unklar und die Widerstände zu groß, als daß die Bewegung nicht hätte scheitern müssen.

Es ist das Verdienst der Elefanten-Presser, daß sie den Aufbruch als konkrete Utopie zeigen, aber auch als Illusion. »Rock und Pop und Rum-ta-ta« (Degenhardt), all die bunten Träume waren nicht nur Protest, sie waren auch Produkt der Verhältnisse. Oft war das politische Vokabular nur Staffage, wenn es gegen Doppelmoral und elterliche Bevormundung ging. Und als dann alles vorbei war, kehrten viele der Rebellen zurück an Heim und Herd, machten Karriere und ihren Frieden mit der Welt.

Stephan Hermlin in seinem Text »Rückkehr«, abgedruckt in »Trümmer, Träume, Truman«: »Von den zahlreichen Irrtümern, denen ich unterlag, war mein Glaube an die Wandlungsfähigkeit und die bestimmende Rolle der Intellektuellen beim Herstellen besserer Zustände wahrscheinlich der größte.

Bikini. Kalter Krieg und Capri-Sonne. DM 36, –

CheSchaftShit Die Sechziger Jahre zwischen Cocktail und Molotow DM 29,80

Trümmer, Träume, Truman. Die Welt 1945-49. DM 29,80

Konkret 06/85, S. 80

Notizen

Auto-ritäten,

Anti-Auto-ritäten

Posteingang bei KONKRET:

»Betrifft: Einladung zum wissenschaftlichen Symposium. Der Veranstaltungsplan sieht folgende Schwerpunkte vor:

Mittwoch, den 26.6..

- Eröffnung 10 Uhr. Die Veranstalter und Archivmitarbeiter berichten über den Zweck und die Zielsetzung des Treffens
- 11.00 Uhr bis 13.00 Uhr drei Referate
- 13.00 Uhr bis 14.00 Uhr Mittagspause
- 16.00 Uhr bis 18.00 Uhr drei Referate
- 18.00 Uhr bis 20.00 Uhr drei Referate mit anschließender Diskussion
- 20.00 Uhr Empfang im Gästehaus der Universität.«

Donnerstag, den 27.6. (wie Mittwoch).

»Der Termin hängt immer noch davon ab, ob die Volkswagenstiftung oder andere Geldgeber eine Teilfinanzierung des Symposiums übernehmen.«

Ach ja, das Thema: »Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) in der Nachkriegsgeschichte 1946 - 1969«. Gastgeber: Prof. Bernd Rabehl.

Zur Erinnerung: 68, das war das Jahr, als VW mit den Käfer zum ersten Mal in die roten Zahlen kam.

Dedicated to HLG: Ein Gespenst etc.

Für den 3 Juni ist von einem Kölner Verwaltungsgericht die Verkündung – kann man das so sagen? – des Urteils in dem Rechtsstreit zwischen Herbert Achternbusch und dem Bundesinnenminister vorgesehen Achternbusch, trotzig wie er ist, will die gesamte Fördersumme von 300.000 Mark für »Das Gespenst« 75 000 Mark fehlen ihm noch Der Kammervorsitzende hatte in der Verhandlung Ende April einen netten Vorschlag gemacht Achternbusch sollte seinen Film mit einem Vor- oder Nachspann versehen, in dem sich der Bundesinnenminister inhaltlich vom Film, trotz voller Förderung, distanzieren könne.

Kolonial-Waren-Handel

Heimlich still und leise hat der bedeutende englische Verlog Heinemann, London, den Besitzer gewechselt. Eingekauft wurde das Unternehmen von dem Gummi- und Kautschukgiganten »British Tyre and Rubbers« (BTR), der sich gerade auch noch Dunlop einverleibt hat. Heinemann gab seit 1964 die »African Writers Series« heraus, in der im Laufe der Zeit alle heute bekannten afrikanischen Autoren verlegt wurden . BTR hat das Lektorat für afrikanische und karibische Literatur sofort noch der Übernahme um zwei Drittel reduziert, hat zwar zugesagt, daß die bislang 250 Titel der Reihe weithin auf dem Markt bleiben werden, aber für die Zukunft nur noch drei bis vier neue Titel pro Jahr angekündigt. Ein BTR-Vertreter begründete die Verlagspolitik knapp und eindeutig: »Bücher müssen genauso verkauft werden wie Reifen. Für zuviel Spleen ist da kein Platz.«

Al Imfeld, der sich um die Verbreitung der Literatur Afrikas im deutschsprachigen Raum verdient gemacht hat wie sonst kaum jemand, schrieb in der »Wochen Zeitung« zur Übernahme Heinemanns: »Der BTR-Coup kommt in einer höchst

ungünstigen Situation. Afrikas Wirtschaftskrise hat zu einem Devisenmangel geführt. Da glauben Staaten, Wichtigeres als Papier für Bücher einführen zu müssen. Das zum Teil mühsam aufgebaute Verlagswesen ist entweder sehr schwach oder aber bereits wieder im Zerfall begriffen (...) Noch schlimmer ist das Verteilersystem. Bücher, die in den alten Zentralen Europas veröffentlicht werden, haben besser zu Afrika Zugang als solche, die in afrikanischen Ländern herauskommen . Diese sind über die Grenzen hinweg schwer zugänglich. Für die Werbung fehlt das Geld ebenfalls.«

Rocker Parteivorsitzender

Die Kombination ist selten, aber Peter Garrett hat sie geschafft: er ist Bandleader der seit neun Jahren bestehenden Rockgruppe »Midnight Oil«, und er ist zugleich auch Vorsitzender der Nuclear Disarmament Party, die bei den Wahlen im Dezember des vergangenen Jahres immerhin zehn Prozent der Stimmen auf sich vereinigen konnte. Ort des Geschehens: Australien. Die Partei erst drei Monate vor der Wahl gegründet, mit Schwerpunkten in Sydney und Canberra, hat mittlerweile 5000 Mitglieder. Der 30jährige Garret, schwerlich zu übersehen ob seiner 2,10 Meter Körpergröße, ist zum Motor einer Protestbewegung geworden die darauf dringt, die reichlichen Uranvorkommen in Australien – 27 Prozent des Urans der gesamten Welt – ausschließlich friedlich zu nutzen, beim Abbau die Einsprüche der australischen Ureinwohner zu respektieren und den Einfluß der USA auf die australische Wirtschaft und Politik zu reduzieren. Machen die australischen Bergbaugesellschaften mit einer Werbekampagne gegen derartige Forderungen mobil – »Uranium, Energy for Prosperity and Peace«, so brüllt der Hard-Rocker dagegen an »It's stuff you cannot taste and see / It's stuff you cannot smell / It's stuff that twenty times as hot / As hottest stuff in the hell.«

Zehn Haufen Kotsalik

Ein seines gleißenden Wortschatzes wegen stinkreicher Dichter mit erschütternder Weltauflage (60 Millionen!) wird zur Zeit vom NDR-Intendanten Räuker (CDU) herumgereicht wie Sauerbier. Freie Lektoren sind aufgefordert aus der zumeist dämlich antikommunistischen/landsknechtsselig/maulhurerischen Kilometerware des Heinz G. Konsalik ein paar verfilmbare Strecken herauszulesen. Einer verweigerte den Augendienst mit der hübschen Begründung, das Ansinnen, aus zehn Konsaliks einen fürs Fernsehen geeigneten auszuwählen, gleiche der Aufforderung, aus zehn Haufen Hundescheiße denjenigen auszugucken der sich noch am ehesten als Mousse au Chocolat verkaufen ließe.

Nicaragua-Hilfe

Zwei Hamburger Wissenschaftler wollen das Honorar für ein Buch über die »Molekularbiologie des Poliovirus« einem medizinischen Vorsorgeprojekt in Nicaragua zur Verfügung stellen. Mit vier Zeilen im Vorwort des 600 Seiten starken Kompendiums weisen sie darauf hin. Die fünfte Zeile mochte ihnen der Springer-Verlag, bei dem das Buch in diesen Tagen erscheinen sollte, nicht durchgehen lassen. Sie enthielt die Begründung, warum dieses Projekt, mit dem zum ersten Mal die Mehrzahl der nicaraguanischen Kinder gegen Poliomyelitis geimpft werden könnte, besonderer Unterstützung bedarf: es ist bedroht von der militärischen und ökonomischen Intervention der USA. Springer, mit 222 Umsatzmillionen, jährlich 1.215 Titeln und mit Töchtern in Wien New York und Tokio größter bundesdeutscher Wissenschaftsverlag, teilte den Autoren Gebhard und Friedrich Koch mit, daß die Veröffentlichung »in letzter Minute in Frage gestellt« würde, falls sie sich weigerten, »das Vorwort im Sinne des Verlages zu ändern« und kündigte »Folgen nicht nur für den Verlag« an. Der aber ist einfach zu vornehm, um Verbindungen mit Axel Cäsar zu dementieren.

Gibt es ein Lesen nach dem Tod?

dpa-Meldung vom 16.4.85:

»Ein wachsendes Interesse an der Bibel hat die Ost-Berliner evangelischen Wochenzeitung »Die Kirche« bei DDR-Schriftstellern wie beispielsweise Franz Fühmann, Christa Kozik, Armin Stolper und Peter Hacks festgestellt. Trotz individueller Meinungsunterschiede suchen die Schriftsteller in der Bibel ein »Gut für das Leben«. Franz Fühmann, beispielsweise, starb am 8. Juli 1984.

Godard

»Maria und Joseph«, auf der Berlinale mit dem Preis der Katholischen Filmkritik ausgezeichnet wird in Rom nicht mehr gezeigt. Nachdem der Papst Godards Kino-Mysterium wegen Beleidigung der Heiligen Mutter Gottes auf die Schwarze Liste gesetzt hatte, zog der Regisseur den Streifen jetzt selbst aus dem Verkehr.

Zehn Minuten Lachzeit pro Zuschauer

Am 30. Mai war falschlautenden Meldungen gewöhnlicher Kreise zufolge nicht Weltuntergang, sondern Kittners Geburtstag. Dietrich wurde fünfzig und könnte als hannöverscher Kulturdezernent längst das »Theater an der Bult« subventionieren, wenn er dort nicht dauernd selber aufträte. Kittner ist Schlesier und Kabarettist wie Dieter Hildebrandt kommt aber, anders als der, nicht ins Fernsehen rein, welches wiederum Kittner nachhaltig verschweigt, worum es ihn aussperrt, was hinwiederum Kittner vermuten läßt, daß die Redakteure im Fernsehen ihn zensurieren, weil er der herrschenden Klasse in der BRD immer so bös die Meinung geige, was aber die Fernsehredakteure in kleinerem, nicht öffentlichem Kreis höhnisch wie Boenisch dementieren, schließlich geigeten ja andere Kabarettisten den Sagern und Machern noch viel doller die Meinung als der Kittner, und daß der Kittner nicht im Fernsehen sei, das habe nun mal andere Gründe, und dann drehen sie sich um und marschieren in der TV-Kantine an den Tresen und fassen Doppelte nach und tuscheln so leise, daß man nichts versteht...

Kittner hat die Hälfte seines Lebens mit Kabarett zugebracht. In knapp 6000 Vorstellungen haben ihn zweieinhalb Millionen Leute gesehen, viele öfters, wer einmal an Kittner Gefallen findet bleibt dabei Es sind, Kittner führt Buch drüber,- »30 Prozent Schüler und Studenten, 27 Prozent Bildungsbürger, 21,6 Prozent Arbeiter, 8 Prozent Rentner.« Anders als Polt singt Kittner gern aktualisierten Weinert. Kittner besitzt mehr Zähne als Neuss benutzt jedoch kein Rauschgift. Kittner gastierte in der DDR, jedoch nicht zusammen mit Dr. Werner Schneyder, der, genau wie Kittner, meint, »Satire hat stets einen Gegner, alles andere ist Feuilleton«. Zeit seines Wirkens als Kabarettist war Kittner weder arbeiter- noch frauen-geschweige friedensfeindlich. Kittner besitzt eine Gitarre. Beim Playback ist seine Frau Christel nicht wegzudenken. Kittner ist ein ordentlicher Deutscher. Er hat sein gesamtes Schaffen penibel archiviert. Seine Kritiker unterstellen ihm, er sei humorlos. Denen entgegnet er: »Wenn man voraussetzt, daß jeder Zuschauer auch nur zehn Minuten reine Lachzeit eingebracht hat, alles aneinandergereiht ein vierundzwanzigstündiger ununterbrochener Dauerlacher von 38 Jahren und 18 Tagen.«

Ja, der Kittner, fünfzig Jahre und kein bißchen traurig. Nur rechnen kann er nicht. Es wurden 47 Jahre und ein paar Zerquetschte gelacht.

Cinema-Statistiken

Während in Westeuropa die Zahl der Kinobesucher im vergangenen Jahr um l8 Prozent abnahm, hatten die Kinos in Frankreich noch einen relativ guten Zulauf. Die Zahl der Besuche ging nur um 4,7 Prozent von 197,1 auf 187,9 Millionen zurück. Die Einnahmen stiegen um 1,2 Prozent auf 3,9 Millionen Francs. In den Programmen behauptete sich der französische Film mit einem Anteil von 49,3 Prozent, die US-amerikanischen Filme hatten einen Anteil von 37 Prozent, BRD-Filme machten 1,21 Prozent aus. Die französische Produktion erhöhte sich 1984 um 22 Prozent auf 161 Werke, das investierte Kapital um 51,4 Prozent auf fast zwei Milliarden Francs. 120 Produktionen gelten als rein französische Filme, der Rest sind Koproduktionen. Die Verleiher spielten 55 Prozent der Herstellungskosten durch Einnahmen an den Kinokassen ein.

Flora Tristan

Die einen halten sie für eine Frühsozialistin den anderen ist sie eine frühe Feministin: Flora Tristan (1803-1844) hat die Lage der arbeitenden Klasse im englischen London schon beobachtet und niedergeschrieben (»Promenades dans Londre«, 1840) als Friedrich Engels noch fünf Jahre arbeiten mußte, ehe er sein Werk, das zu ähnlichen Ergebnissen kam, vorlegen konnte. Zu diesem Zeitpunkt, 1845, hatte Flora Tristan bereits das Konzept einer einheitlichen Arbeiterbewegung und -vertretung, der Union ouvrière, entwickelt, zu diesem Zeitpunkt war sie bereits an den Anstrengungen einer Agitationsreise eben für diese Union ouvrière in Bordeaux gestorben . Und dann auch schnell vergessen. Ein Zipfelchen ihres Werkes ist jetzt immerhin im weder linkslastigen noch feministischen Frankfurter Societäts-Verlag herausgegeben worden: Flora Tristan »Meine Reise nach Peru: (übersetzt, herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Wolfzettel, 380 Seiten, Abbildungen, 32,- DM). Der Titel ist der Inhalt. 1833 reiste Flora Tristan auf der Suche nach ihrer Familie nach Peru. Sie entdeckte und beschrieb. »Der exemplarische Charakter der 'Perureise'«, schreibt Wolfzettel, »liegt mithin zum Großteil in der Ich-Aussage der Frau, die aus leidvoller Selbsterfahrung Frauenschicksale zu sehen und zu verstehen imstande ist.« Die

Urteile über die Kämpferin Flora Tristan fielen unterschiedlich aus: Proudhon hielt sie für ein Genie, Gauguin, ihr Enkel, nannte sie eine seltsame Frau, George Sand schätzte sie als aktiv und mutig, für Breton war sei eine große Romantikerin.

Zehn Jahre danach

Sie tragen US-amerikanische Uniformen, US-amerikanische Gewehre, sitzen auf US-amerikanischen Jeeps und rauchen US-amerikanische Zigaretten. Sie drehen alle zusammen einen Film mit den englischen Titel »Silent Love« in dem Gebäude der ehemaligen US-amerikanischen Botschaft in Saigon. Die Schauspieler stammen aus der Sowjetunion und aus Kuba, der Film ist eine vietnamesische Produktion. Zum zehnten Jahrestag der Eroberung Saigons begannen die Dreharbeiten an diesem Streifen, der ein leicht anderes Bild vom Vietnamkrieg zeigen soll, als es mit »Apokalypse Now« oder »Deer Hunter« in die Kinoöffentlichkeit gesetzt wurde.

GalgenbergVerlag: Ganz neu

Schisma im Hamburger Buntbuch Verlag. Omit Güney (Nazim Hikmet Übersetzer), Peter Lohmann (Lektor) und Rainer Leibbrand (Lektor und Hersteller) sind von der Menschewiki-Fraktion des Verlags gegangen worden. Auslöser: Ernst Kahls »Bestiarium perversum«, das für »sexistisch« gehalten wird. Die drei haben, hoch die Arbeitsplatzbeschaffung!, einen neuen Verlag gegründet: »Verlag der Galgenberg – Lohmann Leibbrand und Güney«. Auf der Buchmesse 85 in Frankfurt sind sie schon dabei. Mit Kahls »Bestiarium«, unter anderem, das, natürlich, nicht sexistisch ist, sondern in seiner, der Welt des Animalischen zugewandten, radikalen Humanität rechts von de Sade aber auch präzis links von Barbara Rüttings Liebe zu Laichenden steht.

Kants Erfolg in Polen

Die DDR-Kulturzeitschrift »Sonntag« berichtete: »Gut ein halbes Jahr nach seinem Erscheinen auf dem polnischen Büchermarkt ist Hermann Kants Roman 'Der Aufenthalt' bereits vergriffen. Er war vom Verlag Czytelnik herausgebracht worden, die Übersetzung besorgte Slawomir Blaut. 'Der Aufenthalt' hat in der polnischen Presse ein durchweg positives Echo gefunden. Der Warschauer ‘Kurier polski' sprach von einem 'klugen, ehrlichen, wenn auch stellenweise bitteren Buch' und verglich den Hauptheldеn mit Hans Castorp aus Thomas Manns 'Zauberberg'. Es handele sich, so betont das Blatt, um eine bereinigende Abrechnung mit der Vergangenheit. Hermann Kant hat sich dieser nicht leichten Aufgabe angenommen und führt sie mit maximaler Ehrlichkeit durch – als Schriftsteller, Bürger und Deutscher! Die 'Polityka' schrieb: 'Es ist sehr gut, daß wir endlich diesen Roman bekommen haben. Wir sollten uns auch den nach ihm gedrehten Film ansehen, selbst, wenn er Überraschungen ausgelöst hat.'« Frank Beyers Verfilmung des Romans, 1983 als DDR-Beitrag für die Berlinale vorgesehen, kam dann doch nicht zur Vorführung, weil die Polen meinten, der Film sei anti-polnisch. (Siehe KONKRET 6/84)

Ade Rechenschieber

Auch in der DDR werden Taschenrechner im Mathematik-Unterricht der Schulen erlaubt Mit Beginn des Schuljahres 1985/86 sind Taschenrechner ab Klasse 7 der allgemeinbildenden Oberschulen zugelassen. Die mikroelektronische Industrie der DDR fertigt eigens zu diesem Zweck den Schulrechner SR 1, der neben den notwendigen Rechenarten, Funktionen und Speichern zwei langlebige Knopfzellen zur Energieversorgung besitzt und eine automatische Abschaltung der Stromversorgung nach sechs Minuten. Der Rechner kann zu einem Preis von 123 Mark, bei Vorlage eines entsprechenden Berechtigungsscheines, in den Fachverkaufsstellen für Rundfunk und Fernsehen käuflich erworben werden. Andere Rechner, soweit sie nicht programmierbar sind, dürfen benutzt werden. Also keine Apfelsinen mehr mitbringen, gelle.

Oh, verdammt noch mal

»Verbrannte Bücher: bei allem berechtigten öffentlichen Interesse am 8. Mai, dem Tag der Kapitulation vor 40 Jahren, darf ein anderes denkwürdiges Datum nicht vergessen werden, nämlich die Bücherverbrennung am 10. Mai 1933. Seit 1979 wird dieser Tag als 'Tag des Buches' begangen.« (Originalton des Bücher-Kommandos-West im »Börsenblatt« vom 12.4.1985)

Konkret 06/85, S. 85

Horst Tomayer, Ernst Kahl

Sen + Sibel

Nicht daß wir Herbert Grönemeyer und Klaus Lage nichts gönnten, aber die paar Lieder, die wir gerne hören, die singen wir uns selber. Natürlich texten und komponieren wir sie auch. Ja wir sind das Problemgesangsduo Sen und Sibel und singe selbstverständlich auch für die sogenannte Öffentlichkeit. Groß raus kamen wir unlängst im Fernsehen mit dem fichtennadelspitzen Lamento Du Deutscher Wald mußt sterben . Dem schloß sich der von mehreren Rundfunkanstalten ausgestrahlte Frühsommerhit Leihmütterlein an. Engagementangebote fortschrittlicher Organisationen, ob DKP, Grüne, JuSos oder Flax Christi werden wohlwollend behandelt. Kontaktadresse ist einmal mehr die KONKRET-Redaktion .

Leihmütterlein, Leihmütterlein
Hör doch mein Wort
Leihmütterlein, Leihmütterlein
Gib mich nicht fort

Ich lag so warm bei Dir
Unter Deinem Herz
Bleib bei mir, bleib bei mir
Ich fühl wie du den Schmerz

Leihmütterlein, Leihmütterlein
Hast denn nicht gewußt
Daß ich Dich ganz toll liebhaben tu
Gib mir die Brust

Hast nicht gsoffen, hast nicht graucht
Ein drei viertel Jahr
Warst die Beste im Presswehtraining
Und jetzt gibst mich weg wegen bar

Leihmütterlein, Leihmütterlein
Gib mich nicht her
Leihmütterlein, Leihmütterlein
Machs uns nicht schwer

Kann nicht schlafen, find' kein' Ruh
Mein Herz ist schwer wie Stein
Meine Mutti bist Du, nur Du
Leih - müt- ter - lein

Leihmütterlein, Leihmütterlein
Hör doch mein Flehn
Leihmütterlein, Leihmütterlein
Mußt mich verstehn

Will nicht zu die fremden Leut

Bin Dein Fleisch und Blut
Daß es Dich nicht bitter reut
Sei mir doch gut

Leihmütterlein, Leihmütterlein
Stoß mich nicht fort
Leihmütterlein, Leihmütterlein
Sei doch mein Hort

Bin doch kein Rindfilet
Von sechs, sieben Pfund
Bin Dein Kind, das zur Mutter fleht
Windelnaß und wund

Leihmütterlein, Leihmütterlein
Hab mich doch lieb
Leihmütterlein, Leihmütterlein
Bin doch Dein Glück

Wenn ich einmal groß bin nehm ich
Einen Kleinkredit
Auf und zahl Dich für die Schwangerschaft aus
Dann sind wir quitt

Leihmütterlein, Leihmütterlein
Hör doch mein Flehn
Leihmütterlein, Leihmütterlein
Ach, das wird schön

Konkret 06/85, S. 86

Hermann L. Gremliza

Gremlizas express

In all den quälenden Wochen des Gedenkens an die Waffen-SS und der Erinnerung an die besseren Zeiten des VfB Stuttgart hat mich die Schlagzeile der »Frankfurter Rundschau« am 18. Mai 1985:

Heeremann fordert Nachbesserung

für einen ganzen Tag mit der Welt versöhnt.

Es ist ja überhaupt nicht wahr, daß alle Achtundsechziger den Schwanz eingekniffen hätten. Der radikale Bundesvorsitzende der Jungdemokraten von einst bläst noch heute als Redakteur des »Stern« den Wind der Neuerung durch die Backen wie eh:

Geht Kohls Selbstdemontage weiter, gelingt es ihm nicht, das Regierungsschiff wieder auf klaren Kurs zu bringen, werden andere das Steuerrad in die Hand nehmen. Wenn in Bonn der Machtverlust droht, werden sich Gerhard Stoltenberg und Lothar Späth stellen müssen. Die CDU verdient einen besseren Kanzler.

Das ist der alte Schwung – allons enfants, strömt massenweise zum Kudamm und skandiert: Stol, Stol, Stoltenberg!

Der Verlierer Kohl stellte fest:

Wir haben eine schwere Niederlage errungen.

Der Sieger Rau aber meinte:

Ich hätte auch eine Niederlage einheimsen können.

Nichts ist verloren, solange die Gemeinsamkeit der Demokraten in der wichtigsten nationalen Frage hält: beim Ringen um die deutsche Sprache und dem Erleiden leichter Siege über sie.

Karl Weishäupl ist Vorsitzender des Verbandes der Kriegs- und Wehrdienstopfer, Behinderten und Sozialrentner. Als solcher ruft er, die Rentner dürften

nicht zu Sparschweinen der Nation gemacht werden.

Das sind die Bilder, die ich liebe.

Auf einem »Literatursymposium des Gerd Mohn-Verlags in Gütersloh«, das gibts, rief der Schriftsteller Christian Graf aus Krockow der Nation zu:

Lest mehr Heine, Freud, die Bibel!

Der Trend zum Drittbuch ist angesagt.

Ludolf Herrmann, die picklige Seele, hat im »Rheinischen Merkur« mal wieder einen ausgequetscht:

Kanzler Kohl muß seinen sentimentalen Stil ändern, um die nächste Wahl zu gewinnen... Die Tendenzwende wartet mit zum Aufspringen bereiten Knospen auf den warmen Anhauch.

Kommt er aber aus Hermanns Mund, gehen sie ein wie Tendenzprimeln .

Hans Ulrich Kempski ist nicht nur Mitglied der Jury, die im Auftrag des »Stern« jährlich den Egon Erwin Heidemann-Preis verleiht; er zeigt den Jungen auch, wie mans macht:

Rau hat die elementare Lektion gelernt, daß Politik die Kunst ist, im richtigen Augenblick das Richtige zu tun.

Also nicht wie ihr dachtet: im richtigen Augenblick das Falsche oder im falschen das Richtige. Das ist nämlich die Kunst des Journalismus. Während die Kunst des Preisverleihens darin besteht, im falschen Augenblick das Falsche zu tun.

Theo ist wieder mal fremdgegangen. In »Newsweek« zeugte er den Satz:

Germany is a difficult fatherland.

Well true. And German is a heavy motherlanguage.

Mengenlehre mit der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«:

Demonstrationen in Madrid gegen Präsident Reagan: Nicht die von den Veranstaltern erwartete halbe Million, doch mehrere hunderttausend Menschen haben am Sonntag gegen den Besuch des amerikanischen Präsidenten in Spanien demonstriert.

Einhunderttausend waren es nicht, auch zwei- oder dreihunderttausend addieren sich noch nicht zu »mehreren hunderttausend«. »Mehrere« beginnen bei vier bis fünf und reichen bis sieben oder acht. Fünf liegt dicht an der unteren Grenze. Man hätte auch melden können: Nicht die von den Veranstaltern erwarteten mehreren hunderttausend Menschen, doch eine halbe Million... Aber dann hätte man vielleicht nicht gemerkt, wie peinlich der »FAZ« die Meldung war. Denn eine gute Nachricht in der »Zeitung für Deutschland« hat bekanntlich die fünf W zu beantworten: Wer, wo ,wann, was und wiehättensiesdenngernherrpräsident?

Der »Zeit«-Leser Walter Fischer, WDR-Redakteur aus Essen, muß sich furchbar aufregen:

Wirklich schrecklich ist es, was ich in Ihrer Zeitung lesen muß: »Der zuständige Redakteur des Springer-Flaggschiffs pflegt gelegentlich im Hause des Herrn (Pastors) Motschmann zu nächtigen.« Das muß doch wohl schlimm und gefährlich sein: Ein Journalist von Springer im Hause eines evangelischen Pastors... Oder ist es schlimmer, daß solche privaten Kontakte – nach 40 Jahren wieder – in einer deutschen Wochenzeitung als Argument verwendet werden?

Ja wurde denn der Besuch des NSKK-Mitglieds Springer im Haus eines evangelischen Pastors im April 1945 schon als Argument verwendet? Oder erst etwas später, bei der Entnazifizierung des Gastes respektive bei der Zuteilung von Zeitungslizenzen? Raus mit der Sprache, Herr Fischer, was wissen Sie?

Allmählich scheint der Karol Wojtyla auch den gottergebensten Redakteuren auf den Docht zu gehen. Vom jüngsten Ausflug des heiligen Stuhlgängers berichtete die »Süddeutsche Zeitung« schon mit leicht hämischer Note:

Der Papst nimmt die Bischöfe ins Gebet.

Und sogar die »Welt«, das besagte Flakschiff der Rechtgläubigkeit und des Motschmanntums, unkte:

Papst warnt vor »Berufstheologen«

Ganz seiner Meinung.

Als sie sahen, wie in Philadelphia ein Stadtviertel niedergebrannt wurde, um ein paar Staatsfeinde samt ihren Frauen und Kindern »auszuräuchern«, wurde den deutschen Fans amerikanischer Atomraketen etwas flau im Magen. Sogar die »FAZ« fühlte sich plötzlich unwohl:

Das Ereignis dürfte wohl die Besorgnis bestärken, daß Verteidigung durch Amerika nach jenem Satz verlaufen könnte, den ein amerikanischer Kommandeur in Vietnam geäußert haben soll: »Um die Stadt zu retten, mußten wir sie zerstören. « Eine strenge Untersuchung mit eventuell harten Konsequenzen im Gefolge muß den Verdacht beseitigen, ungeachtet des Risikos solcher Folgen vorzugehen sei nach amerikanischen Maßstäben normal.

Ja, es dürfte wohl die Besorgnis bestärken, daß es sein könnte, wie einer gesagt haben soll, und deshalb muß streng und im Gefolge eventuell hart der Verdacht beseitigt werden, es sei. Durch alle Konjunktive und syntaktischen Präventionen dringt ein strenger Duft: Es hat gefleckt.

Der Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, J. Warnke (CSU), hatte die Hilfe für den afrikanischen Staat Tansania wg. Sozialismus um 36 Millionen gekürzt. Dem Vorwurf, er wolle die armen Neger verhungern lassen, begegnete der Minister jetzt mit einer Erfolgsmeldung:

Tansania entwickelt sich in die richtige Richtung, hat aber noch eine lange Durststrecke vor sich.

Der Hunger ist, dank Warnke, schon besiegt.